

Elfenzeit
Band 1

Susan Schwartz

*Der Hauch
der Anderswelt*

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2007 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt
Redaktion: Sabine Kropp / Klaus N. Frick
Reihenkonzept: Susan Schwartz
Einbandgestaltung: bitte entsprechend eintragen
Titelbild: Dirk Schulz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
Buch-Nr. bitte entsprechend eintragen
www.derclub.de

Prolog

Es beginnt

Dafydd erwachte, als etwas seine Wange streifte. Er hielt den Atem an und verharrte still.

Ein Blatt, dachte der Elfenprinz. Ich bin sicher, es war ein Blatt. Flüchtiger als die zarte Hand einer Frau, jedoch raukantig und leise raschelnd. Ein Blatt, wie ich es erst einmal erlebte, als der Zorn meines Vaters den Herbst über mich brachte. Damals war ich noch ein Kind ...

Dafydd schüttelte den Schlaf endgültig ab und schlug die Augen auf. Das Entsetzen traf ihn unvorbereitet, wie ein heimtückischer Schwerthieb durch den Rücken ins Herz.

Der Baum starb.

Seine Rinde war rissig und braun, die stolze Krone stellenweise kahl. Überall rieselten welke, vertrocknete Blätter herab, sammelten sich zwischen den Wurzeln in raschelnden Haufen.

Dafydds veilchenfarbene Augen füllten sich mit Tränen, sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Er *fühlte* das qualvolle Sterben des Baumes, als wäre es sein eigener Tod. Furcht ergriff ihn, denn nichts konnte auf *diese* Weise in der Anderswelt sterben – nichts starb, indem es einfach verging.

Die Welt der Elfen war keinen Jahreszeiten unterworfen, keinem Wechsel zwischen Frühlingserwachen und Froststarre. Es gab keine Zeit, nur den Verlauf von Tagen und das Heranwachsen der Kinder.

Ein Baum konnte sterben, wenn man ihn mit der Axt fällte oder er verbrannt wurde. Fiel aber nur ein einziges Samenkorn von ihm in weiche Erde, wuchs rasch ein neuer Stamm empor, mindestens genauso stolz und stark. Auch Elfen starben in ruhmreicher Schlacht, doch trug der Graue Nebel die Gefallenen fort nach Annuyn, in das Reich der Schatten jenseits des Grenzflusses. Manch ein Edler und Mächtiger durfte sogar zurückkehren ins Sonnenreich, wenn er drei Aufgaben des Grauen Mannes, des Herrschers von Annuyn, bewältigte.

Doch nichts *verging* einfach. Nichts, was erwachsen war, veränderte sich nachhaltig, weder im Reich der Sidhe Crain, in Dafydds Heimat, noch anderswo im Elfenreich.

»Es ist unmöglich«, flüsterte der Prinz. Er achtete nicht darauf, dass Tränen über seine Wangen rannen. Halb blind vor Kummer, starrte er in den leeren Himmel über sich, der nur von fahlem Licht erhellt wurde. Die Sonne war hinter dichten Schleiern verschwunden.

Und das Land ringsum ... Das Gras war braun und verdorrt, die Büsche standen kahl, die Bäche führten kein Wasser mehr.

Dafydd ertrug es nicht mehr. Er verließ die geflochtene hängende Baummatte, seinen behaglichen Ruheplatz hoch oben im Wipfel, sprang auf den darunter liegenden knorrigen Ast und lief leichtfüßig zur Hängelbrücke. Diese führte zu einer Plattform, die behutsam an dem mächtigen, viele Armlängen dicken Stamm angepasst und befestigt war. Von dort ging es hinunter zu den ausladenden, fast selbst wie Bäume so starken »Mittel-Ästen«, die das Dach des mehrstöckigen, fast bis zum Boden reichenden Baumschlusses bildeten. In geduldiger Arbeit waren Äste und Zweige auf gewaltigen Plattformen zu Wänden verbunden worden, kunstvoll verziert mit Strohlilien, süß duftenden Orchideen und glitzernden Juwelen. Die zarten

Blüten waren ebenfalls braun und welk, nur die edlen Kristalle funkelten unverändert in kaltem Glanz.

Voll düsterer Vorahnung stürmte Dafydd ins Baum-
schloss. Was, wenn er der Letzte wäre, der noch lebte?
Wenn die ganze Sippe längst verschwunden war, da-
hingerafft von einem grausamen Zauber, der den
Prinzen nur deswegen verschonte, weil der heimtücki-
sche Angreifer ihn übersehen hatte?

Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Dafydd woll-
te nach Rhiannon rufen, seiner Schwester, aber kein
Laut drang über seine trockenen Lippen.

Kurz darauf fand er sie auf der Liege in ihrem einst
lichten, duftenden Blütengemach, bleich und mit ge-
schlossenen Augen. Mit klopfendem Herzen kniete
sich Dafydd neben die Liege und legte eine Hand an
Rhiannons Hals.

Fast schluchzend stieß er einen erleichterten Seuf-
zer aus. Rhiannons Haut war warm, und sie atmete.
»Wach auf!«, flüsterte er. »Schwester, komm zu dir, et-
was Furchtbares ist geschehen.«

Weitere Blätter fielen, bis Rhiannon sich gefasst hatte.
Ihr zartes Gesicht war überschattet von Kummer.
Schließlich sagte sie leise: »Wir müssen unseren Vater
wecken.«

Dafydd nickte, aber sein Gesicht war wächsern.
»Das sollten wir, aber ich wage es nicht«, murmelte er.
»Du weißt, wie er ist ...«

Die Prinzessin schluckte. »*Ich* werde es tun.«

Dafydd bewunderte die Schwester für ihren Mut
und begleitete sie zum Gemach des Vaters. Der Torhü-
ter schlief in sich zusammengeringselt davor, scheinbar
friedlich und harmlos wie ein treuer Hund. Der Elfen-
prinz ging neben ihm in die Hocke, jederzeit bereit zur
Flucht, schob eine Hand unter das schuppige Kinn des
Torwächters und kitzelte ihn sacht, wobei er leise Ko-
seworte murmelte.

Der Drache grunzte, die Augen noch geschlossen, und schmatzte laut. Aus seinen Nüstern quollen kleine Dampfwölkchen. Dafydd setzte das Kraulen fort, und schließlich öffnete der Torhüter gähnend den Rachen.

Dies war das Signal; gleichzeitig sprang der Riegel zur Tür auf, und die Flügel schwangen auf und gaben den Blick frei ins Innere. Selbst hier lagen überall welke Blätter, das hereinfallende Licht wirkte krank und fahl.

Auf der königlichen Ruhestätte lag Fanmór, König der Sidhe Crain, des Volks vom Baum. Der Älteste von Earrach – und nach wie vor ein Riese, wie es nur wenige gab. Sein Atem erfüllte den Raum. Selbst im Schlaf wirkte er einschüchternd auf die Zwillinge, die ihn ebenso fürchteten wie jeder andere der Sippe, obwohl sie seine Kinder waren. Bebend näherten sie sich dem Vater, Hand in Hand, als ob sie gegenseitig Schutz suchten.

Dafydd blickte durch das astverschlungene Fenster auf das siechende Land. »Vielleicht sollten wir einen anderen bitten«, sagte er zögernd.

»Es ist *unsere* Pflicht, Bruder«, widersprach Rhianon. »Und ich habe keine Angst. Ich weiß, er liebt meinen Gesang.« Sie begann zart zu flöten und zu trällern wie die Nachtigall. Mit heller Stimme sang sie das Morgenlied; dessen erste Strophe setzte kurz vor der Dämmerung ein, wenn die Sterne verblassten und der erste Silberstreif am Horizont erschien.

Obwohl keine messbare Zeit in der Anderswelt verstrich, gab es den Verlauf von Tag und Nacht. Die Elfen schätzten ausgelassene Feste mit Musik und Tanz bei Mondenschein, flackernden Fackeln und taumelnden Glühwürmchenlichtern. Für die Liebe, wie Menschen sie kannten, hatten Elfen nicht viel übrig, aber Romantik besaß einen hohen Stellenwert.

Nach einer Weile stimmte Dafydd harmonisch in Rhiannons Gesang ein. Sie waren bereits bei der Stro-

phe des Vormittagszeremoniells angekommen, als Fanmór sich endlich regte.

Er drehte sich um und fing an zu schnarchen, dass der ganze Baum bebte, und der Laubfall beschleunigte sich. Den Geschwistern wollte schon der Mut sinken, als ein herabrieselndes Blatt die königliche Stirn streifte. Der Riese erwachte augenblicklich.

Die Zwillinge verstummten, hielten sich fester an den Händen und wichen unwillkürlich einen Schritt zurück, Richtung Tür. Inzwischen war auch der Drache erwacht. Mit funkelnden Augen und leise zischend kauerte er vor dem Eingang. Er schien nicht darüber erbaut, überlistet worden zu sein.

Zitternd beobachteten Prinz und Prinzessin den Vater, während er sich langsam aufrichtete. Trockenes Laub fiel von seinen mächtigen Schultern raschelnd zu Boden. Selbst im Sitzen überragte Fanmór seine Kinder um Haupteslänge. Er beachtete Sohn und Tochter allerdings zunächst nicht, sondern blickte fassungslos auf die Verwüstung um sich. Er wurde nicht zornig über die unerlaubte Störung. Was er sah, war viel zu ernst und selbst für ihn erschreckend.

Schließlich richtete der König langsam seinen Blick, glutscharf wie ein glimmendes Kohlenbecken, auf seine Nachkommen.

Dafydd schluckte und streckte nervös den Zeigefinger aus, richtete ihn auf die mehr als meterlange Flut schwarzbraunen Haares, das über Fanmórs Brust fiel. »V... Vater«, stieß er blass hervor. »Euer Haar ... es ist eine weiße Strähne darin ...«

1 Paris im Herbst

Als Nadja Oreso zum ersten Mal den huschenden Schatten sah, dachte sie sich nichts dabei. Der September war in Paris angekommen, da wurden die Schatten länger und die romantischen Impressionen intensiver. Die Sonne färbte das Laub der Stadtbäume bunt, Ginkgo, Ahorn, Birke und Buche, und ließ den staubigen Dreck des vergangenen Touristensommers vergessen, ebenso die mörderische Hitze, die in den engen Straßen monatelang gefangen gewesen war.

Nadja liebte diese leicht morbide Stimmung dieser Stadt, wenn der Sommer noch nicht ganz vergangen war, das allmähliche Dahinsiechen des Jahres sich aber schon deutlich bemerkbar machte.

Die hektischen Touristenströme waren aus dem von der Périphérique umgebenen Stadtzentrum hinausgeschwappt, und die Pariser kehrten aus der Übersommerung in der Provence, der Bretagne oder an der Côte d'Azur wieder zurück. Die geschäftigen Turbogänge wurden deutlich zurückgeschaltet, das vertraute Flair kehrte ein, und man besann sich auf den gewohnten Rhythmus und die länger werdenden Nächte an der Seine.

Noch war es warm, die Straßencafés nach wie vor gefüllt, aber im Stimmengeschwirr überwog Französisch, und viele Tische, so wie Nadjas, waren nur einzeln besetzt. Die Garçons hatten wieder Zeit, einen guten Café au Lait zuzubereiten, dazu ein Gläschen

Wasser auf das Tablett zu stellen und es formvollendet zu servieren, mit einem freundlichen Lächeln und ohne sofortiges Kassieren. Vielleicht gab es noch ein kleines Schwätzchen dazu, über das Wetter und die Liebe.

Nadja ließ sich die milde Brise um die Nase wehen, seufzte und fühlte sich wohl.

In diesem Augenblick flitzte ein Schatten vorbei, wo keiner sein durfte, denn der Passantenstrom war kurzzeitig abgerissen und in diesen Sekunden niemand in der Nähe. Am Nebentisch quietschte eine Frau auf, als ihr Pernodglas umkippte und der milchweiße Inhalt sich über ihren Begleiter ergoss. Der Mann, der einen gut geschnittenen Anzug trug, sprang auf und beschwerte sich erbost über die Ungeschicklichkeit.

Die peinlich berührte Frau versuchte mit einer Serviette, seine Hose zu trocknen, aber er war unversöhnlich, warf dem Kellner das Geld hin und verließ das Café. Nach einer Weile folgte ihm die Frau, wobei sie sich immer noch entschuldigte.

Nadja schüttelte den Kopf. Sie hätte dem ungehobelten Kerl ganz andere Sachen erzählt, als sich zu entschuldigen. Der Frau hätte sie diesbezüglich gern einen Ratschlag erteilt. Da aber solche Hilfestellungen selten auf Gegenliebe stießen, dankte sie sich lieber im Stillen, frei und ungebunden zu sein.

Die junge Frau trank aus, ordnete in einer unbewussten Geste das glänzende dunkelbraune Haar und legte das Geld auf das Tischchen. Zu dieser Jahreszeit musste sie keine Sorge tragen, dass jemand die paar Münzen klaute, und sie machte sich beschwingt auf den Weg.

Überall waren Straßenreinigungsmaschinen unterwegs, die man den ganzen Sommer über nicht gesehen hatte. Grund genug für Touristen, sich über Staub und Abfall zu beschweren, aber nicht ausreichend, um wegzubleiben. Sicherlich, die Massen von Hundehäufchen waren noch eine Weile störend, bis die Reinigungsdienste den Dreck bewältigt hatten, aber ir-

gendwann fanden die Füße von selbst einen sicheren Weg, ohne dass man dazu Augen oder Verstand einsetzen musste. Meistens jedenfalls.

Nadja stutzte kurz, als sie einen kühlen Wind spürte und erneut diesen huschenden, vor der Sonne fliehenden Schatten sah, der gleich darauf versteckt um die Ecke kicherte. Doch dann zuckte sie die Achseln und ging weiter.

Obwohl sie sich durch ihre oft wochenlangen Aufenthalte nicht mehr als Touristin empfand, war Nadja noch lange keine »Pariserin«. In ihrem Personalausweis stand »München« als Wohnadresse. Dort war sie geboren, und dort hatte sie eine andere Sicht der Dinge erlernt. Pariser pflegten unpragmatisch die kleinen Wunder des Tages zu sehen, zu akzeptieren oder sogar zu nutzen. Nadja erkannte solche, wenn überhaupt, meist zu spät oder nur am Rande – obwohl sie mittlerweile mit der französischen Gangart vertraut war, konnte sie ihre Herkunft nicht verleugnen.

Mit halbem Ohr, stets ihrem journalistischen Instinkt folgend, belauschte Nadja ein junges Paar, das hinter ihr eine kurze, lebhaftige Debatte führte: »Ein rotes Mützchen, sag ich dir!«, beharrte der Jüngling. Das Mädchen spottete: »Klar doch. Ein Igel mit Kopfbedeckung, und noch dazu *rot*.«

Er widersprach: »Aber du hast es doch auch gesehen!« Und sie: »Natürlich, mein Schatz. Alles, was du willst.« Dann tauschten sie, dem kurzen schmatzenden Geräusch nach zu urteilen, einen Kuss.

Nadja eilte weiter; für derlei öffentliche Vertraulichkeiten hatte sie nicht viel übrig. Aber ein Schatten, ein Kichern, ein Igel und ein rotes Mützchen: Das musste sie Robert erzählen. Solche Dinge gefielen seiner Dichterseele.

Robert Waller wartete bereits vor der Madeleine, ein purer Affront zu dem hinter ihm aufragenden kirch-

lichen Prachtbau im römischen Stil. Die erhabenen Säulen, zeitlos elegant, luden zum Verweilen in Andacht ein. Der Mann aber trug dieselbe abgetragene Jeans wie immer, die wahrscheinlich schon mit seiner Haut verwachsen war, ein verschlissenes gestreiftes Hemd, die unvermeidliche karierte Krawatte, die er als »typisch schottisch« bezeichnete, und darüber eine ausgeleierte dunkelbraune Lederjacke. Nadja hätte ihn sofort in jeder großen Menschenmenge erkannt.

Der ewig mürrische Gesichtsausdruck mit dem misstrauischen Blick, der Dreitagebart, das kurze, widerspenstig gelockte Haar, dazu der bleichgraue Teint eines Kettenrauchers, der die Sonne meidet: Der Fotograf und Beinaheschriftsteller bot das typische Bild des einsamen Mittvierzigers, der die ganze Welt für seinen Kummer verantwortlich machte. Manchmal, wenn Robert sich gar zu sehr wie ein deprimierter Greis verhielt, betonte Nadja scherzhaft, dass sie »schon ein Vierteljahrhundert« zähle, wohingegen er nur »irgendwo in den Vierzigern« herumhängen würde.

»Du siehst furchtbar aus«, begrüßte Nadja ihren Kollegen. Das war keinesfalls uncharmant, denn sie wusste, dass es seinem Selbstmitleid schmeicheln würde.

Prompt brummte er: »Kein Wunder. Der Zug ist schweineteuer, und man fährt als Jugendlicher los, kommt aber als Rentner an. Als ob Paris auf der anderen Seite der Welt läge.«

»Irgendwie tut es das auch«, verteidigte Nadja ihre Lieblingsstadt. »Warum hast du keinen Flug gebucht? Kriegt man heutzutage fast geschenkt.«

Er bedachte sie mit einem fast mitleidigen Blick. »Du willst meine Freundin sein?«, erwiderte er vorwurfsvoll. »Du weißt, dass ich das Fliegen noch mehr hasse.«

»Du hast bloß Schiss, das ist alles.« Sie lächelte versöhnlich, mit diesem feurigen Strahlen in den bernsteinfarbenen Augen, dem keiner widerstehen konnte, nicht einmal Robert. Ein sehr positives Erbe der väterlichen italienischen Wurzeln.

Ohne weitere Umstände hakte sie sich bei dem Fotografen unter, der normalerweise mindestens zwei Meter Distanz zu sich verlangte, und zog ihn zur Metro.

Sie fuhren mit der Linie 12 bis zur Porte de Versailles, an der Grenze zum Zentrum, direkt an der Périphérique. Vor der Halle 7 der Paris Expo herrschte bereits ein reger Andrang der Journalisten aus der ganzen Welt.

Nadja machte jedes Mal bei solchen Gelegenheiten deutlich, dass sie derartige Ansammlungen liebte. In solchen Fällen konnte man sich nämlich mühelos hindurch nach vorne drängeln und so tun, als hätte man am längsten von allen angestanden. Ein Sportvergnügen für sie. Nadja wurde dabei glatt und beweglich wie ein Aal, sie eckte nirgends an und schlängelte sich so sanft, aber flink hindurch, dass die wenigsten schnell genug begriffen, was da geschah.

Robert hatte es längst aufgegeben, sich dessen zu schämen, denn er hatte den Vorteil eingesehen: Sie vergeudeten keine Zeit mit Schlangestehen. Etwas, das er noch mehr hasste als das Fliegen, weil ihm diese dicht gedrängte Nähe fast Hautausschlag bescherte.

Nadja führte sie beide auf dem kürzesten Weg durch die Schlange, ohne angepöbelt, aufgehalten oder beschimpft zu werden. Robert hatte nicht die geringste Ahnung, wie sie in dem unaufhörlichen Gewimmel die Öffnungen ausmachte, durch die man schlüpfen konnte.

»Das ist wie bei der Chaostheorie«, hatte sie einst mit erhobenem Zeigefinger weise doziert, als sie an der Hotelbar die Whiskysorten durchprobiert hatten. »Was vorschwingt, schwingt auch wieder zurück, man muss nur der Wellenbewegung folgen und sich anpassen.«

»Das einzige Mal, dass dir das gelingt«, hatte Robert damals genuschelt, den Mund voller gesalzener Erdnüsse, die er zu seinen Hauptnahrungsmitteln zählte. »Ansonsten bist du ein noch größerer, scharfkantigerer Eckstein als ich.«

Nadja wedelte jetzt mit der Hand. »Hallo, Roger, hier bin ich!«

Robert kannte auch diesen Trick. Irgendeiner weiteren geheimnisvollen Chaostheorie zufolge, die sich auf Namen anwenden ließ, hieß einer der Türsteher in Frankreich immer Roger. Und tatsächlich reagierte einer der grimmig aussehenden Kontrolleure, indem er leicht den Kopf wandte und fragend in Nadjas Richtung blickte.

Sie setzte ihr gewinnendes Lächeln auf, lief auf ihn zu und küsste ihn auf beide Wangen, wobei sie einen Schwall an Worten über ihn ausgoss, der ihn überrascht wie nach einem überfallartigen Platzregen dreinschauen ließ. Wie sehr sie sich freuen würde, ihn wiederzusehen, sie habe die Nacht in der Disco nie vergessen und so weiter.

Roger, der keine Ahnung hatte, wovon sie sprach, sich aber keine Blöße geben wollte, falls er sie tatsächlich kannte, begrüßte sie: »Ich freue mich auch, was für ein Zufall ...«

»Nadja, Nadja Oreso, weißt du noch?«, setzte Nadja den Wortfluss fort. »Du hast immer gedacht, es würde Orneso heißen, und dann hast du mich sogar Ornella genannt, wie Ornella Muti, was haben wir gelacht, Roger ...«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich wieder! Und wie geht es dir?«

»Oh, bestens! Ich hatte schon erwartet, dich hier zu treffen, nachdem ich dir ausführlich von meiner Arbeit als Journalistin erzählt habe und der großen Chance, für ein deutsches Frauenmagazin von der Prêt-à-Porter berichten zu dürfen ...«

»Ah ... ja. Natürlich, du warst sehr aufgeregt. Tut

mir leid, dass ich mich nicht gemeldet habe, aber ich habe so viel zu tun ...«

»Ich doch auch, mein Lieber, ich doch auch!« Nadja winkte lachend ab. »Nun, ich glaube, wir sollten nicht so lange plaudern, hinten werden die Leute schon ungeduldig, und das kann ich verstehen, wenn man so lange warten muss ... Wir stehen schon seit zwei Stunden an! Stell dir das vor! Immer drängelt sich jemand vor, der sich für was Besseres hält. Keine Ahnung von französischer Lebensart, n'est-ce pas?« Sie zwinkerte schelmisch, und dann kramte sie fünf Minuten lang in ihrer Handtasche nach der persönlichen Einladung und dem Presseausweis.

Robert, stets sehr akkurat in solchen Dingen, hatte seinen Ausweis längst gezückt und die beiden Kameras, Digital- und Kleinbild-Spiegelreflex, deutlich sichtbar vor der Brust baumeln. Wenn er zwei Dinge auf der Welt liebte, waren es seine teuren Kameras. Deshalb hatte er vor jeder Sicherheitskontrolle eine teuflische Angst und achtete darauf, von vornherein Ehrlichkeit und Professionalität zu demonstrieren.

Roger ignorierte ihn und ebenso alle anderen Wartenden. Die ersten von ihnen beschwerten sich und fragten deutlich nach, wieso sich jemand vordrängeln würde, der seine Sachen nicht einmal parat hätte.

Solche Dinge kümmerten Nadja überhaupt nicht. Mit ihrem fast akzentfreien Französisch plapperte sie unentwegt auf Roger ein und kehrte ihre Handtasche nach außen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie die Unterlagen vergessen hätte – aber diesmal hatte sie sie dabei. Sie hielt Roger Ausweis und Einladung vor die Nase, packte Robert am Jackenärmel und wollte ihn mit sich ziehen, als Roger die Hand hob.

»So kommt der nicht rein«, sagte er.

»Wieso?«, fragte Nadja verdutzt. »Sein Ausweis ist in Ordnung, und in meiner Einladung steht, dass ich einen Fotografen mitbringen darf. Nun, das ist mein Fotograf.«

»Nicht in dem Aufzug.«

»Was soll das bitte heißen?«

»Dass er so angezogen nicht reinkommt.« Roger betrachtete Robert mitleidig. Sie beide trennten zwei Konsonanten und fünfzehn Jahre unbeschwerter Jugendlichkeit samt Bodybuilding und gutem Geschmack fürs Outfit.

»Was gefällt dir an *meinem* Aufzug nicht?«, fragte Nadja und stellte sich in Positur. Sie trug einen schlichten zweireihigen dunkelblauen Anzug, auf Taille geschnitten, was ihre schmale Figur betonte, und schwarze Stiefeletten mit halbhohem Absatz.

»Dein Styling ist doch in Ordnung«, antwortete Roger, »du siehst gut aus. Er aber nicht.«

Nadja betrachtete Robert, als sähe sie ihn zum ersten Mal. Robert seinerseits tat so, als wäre er nur eine Statue, die sich von selbst bewegen konnte, aber nichts hörte, nichts sah und keine Sprechveranlagung besaß.

»Er trägt eine Krawatte.«

»Darum geht es nicht.«

»Er trägt Hose, Hemd, Krawatte und Jacke. Seine Schuhe sind aus italienischem Leder. Ich habe sie ihm selbst ausgesucht und geschenkt.«

»Die Sachen sind ...«

»Ah, verstehe!« Nadja runzelte gereizt die Stirn. »Wer zu so einer Veranstaltung geht, muss also Geld haben und das auch deutlich sichtbar spazieren führen. Aber du missverstehst da was, Roger: Wir beide sind hier, um zu arbeiten, genauso wie du. Wir kriegen unsere Arbeitsklamotten nicht gestellt, im Gegensatz zu dir. Und Robert ist von zwei Ehefrauen geschieden, die inzwischen gemeinsame Sache machen und ihn bis aufs Hemd ausziehen, sodass er zwei bis drei Jobs gleichzeitig erledigen muss, um überhaupt über die Runden zu kommen. Und das willst du ihm zum Vorwurf machen?«

Roger machte ein verlegenes Gesicht. »Natürlich nicht«, murmelte er.

»Hier geht es nicht um Haute Couture und Einzelstücke, sondern um Präsentation von Kleidung, die jeder tragen und kaufen kann, sprich – von der Stange. Robert ist Fotograf, er nimmt die Sachen auf, er führt sie nicht vor. Niemand sieht ihn, weil er hinter dem Rampenlicht steht. Er trägt eine Krawatte und anständige Schuhe. Und jetzt gehen wir rein, Roger, bevor ich sehr böse werde und mich bei Jean über dich beschweren muss und die Organisation nicht lobend erwähnen kann in meinem Bericht.« Diesmal packte sie Robert mit festem Griff und zog ihn an Roger vorbei zu den Sicherheitskontrollen.

»Ein Glück für dich, dass du nicht Pinocchio heißt!«, bemerkte Robert, denn kein Wort von der Geschichte über ihn entsprach der Wahrheit. »Wie hast du ...«, fuhr er flüsternd fort, und Nadja hielt lachend die linke Hand hoch.

»Der Typ ist frisch geschieden, man sieht den Abdruck des Eherings. Er hat keine Neue, oder die hat ihn schon wieder verlassen, denn er trägt die Socken links, und er bekam einen Blick wie ein geprügelter Hund, als eines der wasserstoffblonden Mädchen hinter uns versucht hat, ihn auf sich aufmerksam zu machen.«

Robert war beeindruckt, obwohl er es inzwischen besser wissen sollte. »Und die Beschwerde?«

»Irgendeiner vom Wasserkopf heißt immer Jean.« Nadja zuckte die Achseln.

»Verstehe. Chaostheorie der Namen.« Robert schüttelte den Kopf, ein seltenes kurzes Grinsen huschte über sein Gesicht, und er vergaß beinahe seine Angst vor der Kontrolle.

Obwohl die Prêt-à-Porter zweimal im Jahr stattfand und stets nach demselben Muster ablief, war die gesamte Räumlichkeit vom Lampenfieber aufgeheizt. Jeder war nervös, egal ob Modemacher, Model, Repor-

ter oder Gast. Es war eine Erregung, die kurz vor der Hysterie stand, gleichzeitig aber auch euphorische Adrenalinschübe bescherte, die jedermann zu Champagnerglas und Kanapees einlud, sich dazu dekorativ hinzustellen und zähnebleckend in die Runde zu lächeln und zu giggeln.

Nadja flanierte mit ihrem Glas, an dem sie höchstens nippte, durch die bunte, sich sehr wichtig nehmende Menge und beobachtete unauffällig. Robert, der sich schon lange nach einem oder zwei Gläsern hartem Zeugs sehnte, folgte ihr unscheinbar wie ein Schatten, stets wachsam.

Wenn Nadja einen kurzen Wink gab, ging er sofort in Anschlag und fotografierte; sie ging selten fehl bei Schnappschüssen, mit denen sich unter Umständen ein gutes Zusatz-Honorar verdienen ließ. Robert hatte noch nie gesehen, dass die junge Frau jemals Notizen gemacht hätte oder Pressemappen und sonstige Informationen samt Bestechungsgeschenken einsammelte und mit sich herumtrug.

Nadja setzte sich nicht in Szene, hatte keine intellektuelle Brille auf oder hielt allzu deutlich Ausschau nach »wichtigen Personen«. Und trotzdem entging ihr nichts, und ihre Reportagen strotzten nur so vor Einzelheiten, die andere bei all ihren Notizen vergaßen.

Was Robert am meisten an ihr bewunderte, war Nadjas Vielfalt. Sie verfasste ebenso Reisereportagen über Vergnügungskreuzfahrten und die angesagtesten Discos Lissabons wie eindrucksvolle Interviews mit krebserkrankten Frauen oder Kindern, die mit Aids auf die Welt kamen.

Nadja machte keine halben Sachen. Egal wie abgedroschen oder langweilig ein Auftrag sein mochte: Stets setzte sie sich mit allen Kräften daran und versuchte das Beste daraus zu machen.

Genau dasselbe verlangte sie von Robert. Sie hatte viel Verständnis für ihn, aber keine Geduld, was Nachlässigkeit bei der Arbeit betraf. Und genau das war es, was er nötig hatte: Sie war sein Halt. Er brauchte sie,

genauso wie seine Miesepetrigkeit, die Zigaretten und die kleinen Gläschen voller Nervensaft.

Allerdings brauchte Nadja Robert nicht weniger, das wussten sie beide. Sie vertraute ihm rückhaltlos und glaubte an ihn, weil sie im Grunde genommen nur ihn hatte. Er vermittelte ihr das Gefühl von Nützlichkeit. Obwohl sie ihr Single-Dasein genoss, wollte sie sich gern um jemanden kümmern. Es durfte nur keine zu große Nähe bestehen.

Wir sind beide beziehungsunfähig und daher ein gutes Team, dachte er.

Schließlich war es so weit, der erste Beifall rauschte durch den Saal, der Conférencier gab die Einleitung zum Besten, und der Laufsteg wurde eröffnet. Als die ersten Models auftraten, wurden Namen geflüstert, wurde beobachtet, wohin die TV-Kameras gerichtet waren und auf wen das meiste Blitzlicht fiel, und ein wenig auch auf die neue Mode geachtet. Man diskutierte das Label, das Auftreten der Schöpfer, im gedämpften Licht und voller Musik.

Nadja sah zufrieden, dass Robert ganz bei der Sache war. Er hatte einen guten Blick. Natürlich konnte man längst am Computer alles nachbearbeiten und perfekt abstimmen. Trotzdem brauchte es den richtigen Aufnahmewinkel, den exakten Moment, das passende Licht und die Tiefenschärfe, um einen talentierten Profi von einem Massenproduzenten zu unterscheiden.

Der Laufsteg war Roberts Aufgabenbereich; für Nadja Gelegenheit, sich in Ruhe umzusehen und die Stimmung in sich aufzunehmen. Es war vor allem interessant, die Models einmal praktisch hautnah zu sehen. Festzustellen, wie hochgewachsen und dünn sie wirklich waren, und zu erraten, wie das echte Gesicht hinter der Make-up-Maske aussehen mochte.

Irgendwie, dachte Nadja, *wirken sie alle wie nicht*

ganz von dieser Welt. Ätherisch, abgehoben ... aber nicht wie Engel, sondern ... feenhaft. Eine Idealform des Menschen, die es nicht in der Wirklichkeit gibt. Es übte einen ganz besonderen Reiz auf sie aus, hier zu sein. Ein Stück Kino, aber mitten darin. Besser als jede virtuelle Wirklichkeit.

Allerdings dauerte die Show ziemlich lang, und es wurde allmählich anstrengend. Um nicht zu sagen, langweilig. Nadja sehnte sich bald nach einem Stückchen Himmel oder Kerzenlicht, irgendetwas Natürlichem. Dieser schöne Schein mochte Motten anziehen, die sich nie mehr davon lösen konnten, bis sie verbrannten. Aber Nadja ließ sich davon nicht nachhaltig beeindruckt, dafür steckte zu viel von ihrem Vater in ihr.

Sie gähnte und blinzelte, ihre Augen fühlten sich trocken und rau an. Dann blinzelte sie noch einmal. Dort auf dem Laufsteg ... Nein, das konnte nicht sein. Sie hatte doch kaum etwas getrunken und sich ganz bestimmt keine »Line« in die Nase gezogen wie vermutlich achtzig Prozent der übrigen Anwesenden. Wieso halluzinierte sie trotzdem?

Dort auf dem Laufsteg, zwischen all den langbeinigen Feengeschöpfen, kaum höher als die zierlichen Fesseln der in immens hochhackigen Schuhen steckenden Füße, tanzte in aufrechter Haltung ein Igel mit spitzem, pffiffig grinsendem Gesicht und roter Mütze!

»Sei mir nicht böse, Nadja«, prustete Robert heraus, »aber das ist die tollste Geschichte, die du mir je aufgetischt hast!«

»Freut mich, dass es mir endlich gelungen ist, deine Laune zu bessern«, gab Nadja zurück.

Sie schlenderten die Rue de Vaugirard entlang und genossen die Frische der Nachtluft. Es ging inzwischen auf drei Uhr morgens zu, und der Verkehr auf

den Straßen war weitgehend zur Ruhe gekommen. Ein angenehmer Ausklang, noch ein paar entspannende Schritte und dann mit der Linie 12 zurück zum Montparnasse auf einen Absacker.

»Wirst du heute noch arbeiten?« Es war eine rhetorische Frage.

Robert wusste: Während aus seinem Absacker drei bis fünf wurden, arbeitete Nadjas Verstand bereits auf Hochtouren, und sie würde nach einem Kurzen abhauen. Dann würde sie bis etwa sechs Uhr an ihrem Notebook hocken und die Gedanken sprudeln lassen, den halben Tag verschlafen, gegen zwei Uhr ein pompöses Mittagessen zu sich nehmen und anschließend der Reportage den letzten Schliff geben. Da die beiden nicht für eine Tageszeitung, sondern für ein Monatsmagazin arbeiteten, das zwölf Seiten für das Thema reserviert hatte, konnten sie sich entsprechend Zeit lassen. Auch Robert freute sich schon auf die Auswertung seiner Bilder, allerdings würde er damit erst am Nachmittag anfangen, nachdem er sich ausreichend »akklimatisiert« hatte.

Nadja schwang die Handtasche, wie immer, wenn sie überdreht war. »Warum weichst du mir aus? Ich weiß, was ich gesehen habe.«

»Nadja, ein Rotkäppchen-Igel auf einer Modenschau, den nur du gesehen hast, klingt für mich kaum glaubhaft.« Robert sprach behutsam, obwohl er wusste, dass er sich in Gefahr begab, wenn er so weitermachte.

»Ich habe dir doch von dem jungen Paar erzählt ...«

»Siehst du. Bevor du ihre Unterhaltung belauscht hast, hast du nur einen unbedeutenden Schatten gesehen. Danach war es dieses ... skurrile Phantasiewesen. Herr Freud wäre bestimmt sehr daran interessiert.«

Nadja blieb stehen. »So, du denkst also, ich bin sexuell frustriert, oder was willst du damit andeuten? Dass ich stachlig wie ein Igel bin und deswegen niemanden finde, der ...«

»Hey!« Er drehte sich zu ihr und ergriff ihre Schultern. »Komm wieder runter. Es ist drei Uhr morgens, in deinem Kopf rotiert eine Reportage, und wir sind in Paris. Lass uns noch mal darüber reden, wenn wir ausgeschlafen sind, in Ordnung? Ich verspreche dir, ich werde dir zuhören.«

Sie gingen schweigend weiter.

Dann fing Nadja wieder an: »Eines der Models hatte ziemlich lange und spitze Ohren.«

»Ja, Aliens sind der letzte Schrei. Ich habe offen gestanden nicht einen einzigen Menschen auf dem Laufsteg gesehen.«

»So meine ich das nicht. Es sah nicht wie eine Maske aus. Die junge Frau war nicht besonders auffällig geschminkt, gerade das hob es hervor. Sie hatte eine Art, sich zu bewegen, so als ob sie ein paar Zentimeter über dem Boden schweben würde. Und sie schien von innen heraus zu leuchten. Ihre Augen ... Ich habe noch nie solche Augen gesehen, erst recht nicht bei einem so jungen Menschen. Auf den ersten Blick habe ich sie auf höchstens achtzehn geschätzt, aber sie muss viel älter sein.«

»Welche Farbe hatten die Augen?«, fragte Robert.

»Du willst mich aufs Glatteis führen, weil du genau weißt, dass man das bei Kunstlicht nie genau erkennen kann«, meinte Nadja, aber sie schien darüber nicht böse. »Die Farbe könnte violett gewesen sein, die Augen waren ziemlich groß. Aber ... da war kein Weiß drin zu sehen. Die Iris füllte das ganze Auge aus. Bizarr.«

Robert nickte. »Das stimmt. Und jetzt sollten wir wirklich damit aufhören, Nadja. Schlaf erst mal drüber und reflektiere bei Tageslicht, was genau du gesehen hast.«

»Du glaubst, ich bin überreizt!«

»Ich glaube momentan gar nichts, meine Liebe, außer an die hirnerstrebende Kraft des Whiskys und den lungenzerstörerischen Sog meiner Gitanes. Mehr interessiert mich für diese Nacht nicht mehr.«

Nadja sagte nichts dazu, aber sie war ein wenig ver-

ärger. Sie fuhren den restlichen Weg mit der Metro und trennten sich schweigend. Robert suchte nach einer Bar, die noch offen hatte, und Nadja ging ohne Gutenachtgruß nach Hause. Die Wohnung gehörte einer befreundeten Pariser Kollegin, die meistens am Hollywood-Jetset unterwegs und höchstens dreimal im Jahr zwei oder drei Wochen in Paris war. Ein geräumiger Altbau mit sechs Zimmern, genug Platz auch für Robert.

»Nadja. Nadja! Wach auf!«

Nadja knurrte wütend und öffnete blinzelnd die Augen. Der Tag war gerade angebrochen, und Robert hatte sie aus einem zunehmend erotischer werdenden Traum gerissen, worüber sie äußerst erbost war. »Spinnst du?«, fuhr sie ihn an. »Seit wann bist du ...« Dann erkannte sie endlich seinen Zustand und setzte sich auf. »Warst du überhaupt schon im Bett?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, und ich bin nicht einmal betrunken. Unser Streit in der Nacht hat mir keine Ruhe gelassen. Ich weiß, dass man sich bei dir vor allem auf eines verlassen kann: auf deine Instinkte. Ich habe deinen Gesichtsausdruck gesehen, den du jedes Mal dann aufsetzt, wenn du die Witterung einer bedeutenden Spur aufgenommen hast.«

»Nun mach aber halblang.« Nadja rieb sich die Augen und gähnte. »Du hast recht gehabt, ich war überreizt und habe mal wieder den Bogen überspannt. Tut mir leid, wenn ich dir damit den Ausklang verdorben habe, aber ein gemeinsamer Absacker hätte es nicht besser gemacht. Ich hätte keine Ruhe gegeben ...«

»Nadja, hör mir doch endlich einmal zu!«, unterbrach er sie ungehalten. »Ich habe mir die Bilder von der Digitalkamera angeschaut. Die anderen gebe ich nachher zur Entwicklung ab, aber ich denke, da wird nichts Besonderes drauf sein. Es funktioniert nämlich nur digital, verstehst du?«

»Kein Wort.« Nadja zog die Knie an und stützte schläfrig den Kopf auf die Hand.

»Diese ... *besonderen* Aufnahmen«, setzte Robert zu einer Erklärung an und rüttelte sie leicht an der Schulter. »He, nicht wieder einschlafen, es geht hier um ernste Dinge!«

Sie grinste versöhnlich. »Ist ja schon gut. Weiter im Text.«

Robert zeigte ihr einen Abzug, den er mit dem Photoprinter selbst ausgedruckt hatte. »Ist sie das? Die mit den spitzen Ohren?«

Nadja betrachtete das Bild grübelnd. »Glaub schon«, antwortete sie. Dann nickte sie. »Ja, das ist sie, wenngleich ziemlich verschwommen. Da hat es dir wohl ein bisschen die Optik verschoben, denn der Hintergrund ist gestochen scharf.«

»Ich denke nicht, dass es an der fehlerhaften Einstellung liegt.« Roberts Stimme bekam einen eindringlichen Klang. »Meine Digikamera hat einige Programmvoreinstellungen. Normalerweise fotografiere ich im manuellen Modus, aber gestern hat mich irgendwie der Spieltrieb gepackt, und ich habe verschiedene Effekte voreingestellt und ausprobiert.« Robert redete sich immer mehr in Fahrt, und die Müdigkeit der schlaflosen Nacht schien ihn zusehends zu verlassen. »Einer davon ist eine Falschfarbenaufnahme, also etwa so in der Art, wie eine Biene sieht, wie im Infrarot-Bereich. Und da ... Aber sieh selbst.«

Er hielt Nadja einen Stapel Fotopapiere hin.

»Iihh«, machte Nadja. »Das können wir wohl kaum anbieten. Als ob ich eine Runde LSD eingeworfen hätte. Und auf Pink und Lila stehe ich sowieso nicht besonders.«

Robert riss ihr die Bilder aus der Hand, breitete sie nebeneinander auf der Bettdecke aus und deutete auf das erste Bild. »Sieh genau hin. Das ist sie auch, oder?«

»Hmm ... ja. Whow, wenn man sich erst mal an die Farben gewöhnt hat, ist das ein toller Effekt. Wie eine

Aura aus Licht und mit Weichzeichner. Sehr attraktiv. Wie funktioniert das?»

»Gar nicht, das ist es ja!« Der Fotograf zeigte zum Vergleich einige andere Bilder, auf denen die übrigen Models dunkel wirkten, fast wie ein Schattenriss. Auch die Zuschauer hatten keine Aura. Alle Bilder mit Ausnahme des ersten waren im Falschfarbenmodus scharf.

»Und jetzt sieh hier«, setzte Robert fort und deutete auf das dritte Bild, »und hier«, auf das fünfte Bild der Reihe. Neben beide Bilder legte er Vergrößerungen eines bestimmten Ausschnitts.

Tiefes Schweigen trat ein und breitete sich im ganzen Raum aus, schien selbst die langsam hereintastende Sonne auszusperren. Nadjas Miene wurde ernst, ihre Stirn legte sich in Falten, und ihre Augen wurden größer.

Auf Bild Nummer drei war das leuchtende Model zu sehen, wie es anmutig über den Laufsteg schwebte. *Wortwörtlich*. Denn die Vergrößerung zeigte ganz deutlich, dass *beide* Füße, vielmehr die Sohlen und Absätze der Schuhe, etwa drei Zentimeter *über* dem Steg schwebten und ihn nicht berührten. Das könnte man vielleicht noch damit erklären, dass die junge Frau gerade einen kleinen Sprung machte. Dagegen sprach allerdings die Haltung und Fußabfolge: Das Model war im Begriff zu einer Drehung aus dem Stand.

Die Vergrößerung von Bild fünf zeigte wiederum die schönen schlanken Beine des Mädchens.

Und zwischen den leicht gespreizten Beinen war die tanzende Bewegung eines aufrecht gehenden Igels eingefroren. Mit einer zierlichen Hand oder Pfote berührte er sacht den Unterschenkel, als wolle er die Aufmerksamkeit des Models erregen. Die Schnauze des Igels war geöffnet, als ob er lachte – und er winkte mit der anderen Pfote genau in die Kameralinse.

2 Unsichtbar

Und was machen wir jetzt?«, fragte Robert zum wiederholten Mal, während er Wasser in seinen zweiten Pernod schüttete.

Nadja probierte durch konstantes Rühren aus, wie belastbar der Boden der Espressotasse war. »Ich habe keine Ahnung.« Sie klang abwesend, ihre Augen wirkten wie nach innen gerichtet.

Robert kannte diese scheinbare Abwesenheit bei seiner befreundeten Kollegin. Einerseits war sie völlig übernächtigt, andererseits rotierten ihre Gedanken ununterbrochen. Nadja antwortete stereotyp, ohne genau zuzuhören. Vielleicht sollte ihm zur Abwechslung mal ein anderer Text einfallen?

»Am besten vergessen wir das Ganze.«

»Ja, machen wir.« Also doch. Sie war immer noch halbwegs bei der Sache.

Außer ihnen beiden waren nur zwei weitere Gäste anwesend, die jeder für sich an verschiedenen Tischen in *Le Monde* lasen. Der schwarz gelockte Pierre, der Nadja und Robert mindestens einmal täglich in dem kleinen Straßencafé bediente, lehnte entspannt am Türrahmen und beobachtete die Straße. Plötzlich aber stieß er sich ab, steuerte mit festen Schritten auf ihren Tisch zu und zog Nadja die Kaffeetasse unter dem Löffel weg. Kopfschüttelnd und leise vor sich hin murmelnd trug er sie davon.

Sie merkte es kaum und sah erst auf, als Pierre eine Minute später mit einem frisch dampfenden Espresso

zurückkehrte und die kleine Tasse behutsam abstellte. Er riss die beigefügte Zuckertüte auf und streute eine bestimmte, exakt abgemessene Menge in die schwarze Brühe. Dann legte er das Tütchen beiseite, nahm Nadja den Löffel aus der Hand, rührte zweimal behutsam in mittlerem Tempo um, ohne die perfekte Crema zu zerstören, knurrte leise: »Voilà« und zog erhobenen Hauptes davon. Den Löffel trug er wie ein Häufchen Dreck mit ausgestrecktem Arm und gespreizten Fingern vor sich her.

»Du hast seinen Stolz verletzt«, stellte Robert fest.

»Kaffee hat keinen Stolz«, konterte Nadja. Dann bemerkte sie Pierres lauernden Blick aus der Ferne und nippte hastig am Espresso. Ein impulsives Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Aber er schmeckt gut«, fügte sie zufrieden hinzu.

Pierre nickte gnädig, warf sich das Serviertuch über die Schulter und verschwand im Inneren des Cafés.

Robert trank sein Glas zur Hälfte leer und wollte zum Thema zurückkehren, doch Nadja kam ihm zuvor. »Wir müssen herauskriegen, bei welcher Agentur das Model engagiert ist. Versuchen wir, mit ihm zu sprechen. Dann finden wir schnell heraus, was an dieser Geschichte dran ist.«

»Gut. Einverstanden.«

»Aber wahrscheinlich ist gar nichts dran, und wir verplempern unnütz unsere Zeit.«

»Sehr wahrscheinlich. Die Fotos gelten nicht als Beweis.«

»Vor allem weiß ich nicht, was ich das Mädchen fragen soll. Und was genau wir eigentlich von ihm wollen.« Nadja lehnte sich zurück und winkte ab. »Du hast recht. Wir sollten es einfach vergessen.«

Robert schwieg und fixierte sie aus wolkenlosen blauen Augen. Tatsächlich wurde Nadja kurz darauf unruhig.

»Diesen Blick kenne ich.« Nach dieser Aussage wich sie ihm aus und konzentrierte sich auf ihren Kaffee.

»Was ist es denn für ein Blick?«, fragte er lauernd.

»Dein ›Das ist Stoff für meinen Roman‹-Blick. Dein Gesicht wird weich wie Grießbrei. Gleich kriegst du deine romantischen Momente, und davor möge Gott uns alle bewahren. Dann bist du unausstehlicher als sonst.«

»Und du hast den ›Ich glaube, es könnte interessant werden‹-Blick drauf.« Robert hob die Hände. »Machen wir uns nichts vor. Es lässt uns nicht los. Wir sind beide keine Spinner. Geschweige denn auf dem Esoterik-Trip. Was auf den Fotos ist, ist *real*. Wir haben eine Welt neben unserer berührt, wahrscheinlich sogar versehentlich ein Tor geöffnet, und jetzt müssen wir zumindest einen Blick hindurchwerfen. Das können wir nicht einfach unter der Rubrik ›ungelöster Mystery-Moment‹ verbuchen und abhaken.«

Nadja seufzte und leckte genießerisch mit der Zungenspitze den letzten Kaffeetropfen vom Tassenrand.

Das konnte nicht einmal Robert, der ihr sonst ausschließlich väterliche Gefühle entgegenbrachte, unberührt lassen. Manchmal fragte er sich, wie es möglich war, dass Nadja bei aller Schärfe des Blicks und hervorragender Beobachtungsgabe so unfähig war, bei sich selbst zu erkennen, was für eine erotische Wirkung sie auf andere hatte. War ihr das wirklich so unwichtig? Oder traute sie es sich nicht zu? Nadja war schön, stets gepflegt und vorteilhaft gekleidet und – selbstbewusst. So schien es.

Trotzdem wäre sie jetzt erstaunt gewesen, hätte Robert ihr eröffnet, wie diese aus ihrer Sicht unschuldige Verhaltensweise von anderen gesehen wurde. Vielleicht machte gerade das ihren ganz besonderen Reiz aus, diese in manchen Belangen kindlich wirkende Unschuld, die sie sich immer noch bewahrt hatte. Und vielleicht war es gerade das, was Robert an sie fesselte.

Offensichtlich ohne Roberts kurzzeitig verschleierten Blick und das hektische Hüpfen seines Adams-

apfels zu bemerken, sagte Nadja: »Ich fürchte nur, wir lassen uns auf eine Sache ein, aus der wir so schnell nicht herauskommen. Es wird unser ganzes zufriedenes Leben, das wir uns in den letzten zwei Jahren so schön eingerichtet haben, auf den Kopf stellen.«

»Möglicherweise«, stimmte Robert zu. Er war erleichtert, dem peinlichen Moment entgangen zu sein. Wahrscheinlich war er Nadja zu nah, als dass sie bei ihm auf solche Dinge geachtet hätte. Einen Fremden, der sie auf dieselbe Weise angegafft hätte, hätte sie vermutlich ohne gnädige Narkose gleich auf dem Tisch seziiert. »Ja, sehr wahrscheinlich sogar. Aber was mich beschäftigt, Nadja: *Warum* haben wir das gesehen? Und nur wir?«

»Du meinst, es ist bereits zu spät?«

»Wir sind schon mittendrin. Ich bin sicher, selbst wenn wir uns jetzt raushalten und die Fotos wegwerfen, wird uns diese Geschichte wieder einholen. Früher oder später.«

»Ich hab's gewusst! Er ist frei. Schnell, einen Dompoteur! Der Romantiker muss wieder in Ketten gelegt werden, sonst überwältigt er den Griesgram!« Nadja lachte.

Robert verteidigte sich: »Was vorschwingt, schwingt auch wieder zurück, das hast du selbst gesagt. Die Chaostheorie, erinnerst du dich?«

Sie musterte ihn neugierig. »Du spekulierst wirklich auf deinen Roman, nicht wahr? Weil du genau weißt, dass ich so eine Geschichte niemals als Reportage bringen kann. Eigentlich sollte ich von vornherein alles dir überlassen, um mich nicht unglücklich zu machen. Aber du brauchst einen Aufpasser.«

»Wenn schon, dann einen Bodyguard. Darauf bestehe ich.« Er musste ablenken, bevor sie tiefer bohrte.

»Du mit deinem Schmerbauch und deinen Muskeln aus Wackelpudding? Traum weiter!«

Da war er, der kleine Stich. Und natürlich saß er gezielt im weichen Fleisch.

Nadja ließ nie locker, war unbarmherzig in ihrem Freundschaftsdienst. Er rauchte zu viel, trank zu viel, vernachlässigte seinen Körper und suhlte sich zu oft im Selbstmitleid. Das alles wusste Robert selbst, aber Nadja erinnerte ihn immer wieder daran, damit dieses Verhalten nicht zu sehr vertraute Gewohnheit wurde. Oder Resignation. Oder, schlimmer noch – Gleichgültigkeit.

Warum tat sie das? Warum schätzte sie seine Freundschaft? Weil sie beide einsam waren? Weil er nie »mehr« wollte, keine besonderen Ansprüche hatte? Weil sie ihn ...

»Aufwachen, Träumer!« Nadja stand auf. »Wir haben bis morgen Zeit für unsere Reportage über die Modenschau. Ich werde aber schon mal anfragen, ob wir für einen zweiten Auftrag hierbleiben können. Da wird sich bestimmt was ergeben; im September ist in Paris einiges los. Zwischenzeitlich spielen wir Detektiv und versuchen, das Mädchen und den Igel zu finden.« Wiederum lachend, schüttelte sie den Kopf. »Ein Igel mit roter Mütze, ist das zu fassen! So was passiert einem auch nur in Paris.«

Nadja fand schnell heraus, welche Agenturen Modells zur Modenschau geschickt hatten. Es waren nur drei, also sollten sie bald fündig werden. Mit einem Foto in der Hand klapperten sie die Agenturen ab und hatten bei der zweiten Glück.

Die Galerie war in der Nähe der Galeries Lafayette zu finden, des bekannten Einkaufszentrums. Dort erhob sich ein vollständig umgebauter, ehemals barocker Komplex, in dem zwei Werbeagenturen, eine Filmproduktionsfirma, ein Verlag und besagte Modelagentur mit dem sinnigen Namen »Jolie Femme« residierten.

Das Mädchen am Empfang erkannte das Model auf dem Foto sofort. »Ja, das ist Rian. Sie wird gern

gebucht. Aber sie nimmt nur Aufträge in Paris an.«

»Très bien! Dann habe ich ja vielleicht Glück und kann ein Interview mit ihr führen?«, meinte Nadja lächelnd. »Mein Magazin möchte hinter die Kulissen blicken und die Models zu Wort kommen lassen, die aktuelle Mode vorführen.«

Das Mädchen zog die hübsche, leicht sommersprossige Nase kraus. Es hatte kurze blonde Wuschelhaare und sah nicht älter aus als achtzehn. Es war blass und dünn, aber zu klein für eine Modelkarriere. Also blieb ihm wohl nur der Empfang. »Rian ist schwer zu erreichen. Normalerweise kommt sie immer her, um Post abzuholen und nach Aufträgen zu fragen.«

»Aber sie hat doch bestimmt ein Handy«, vermutete Nadja.

Das Empfangsmädchen schüttelte den Kopf. »Nein, sie hat Angst vor der Strahlung.«

»So schwer erreichbar, und da wird sie von euch engagiert? Und auch noch gebucht?« Robert blickte ungläubig.

Das Mädchen hob die Schultern und fing an, geräuschvoll auf dem zuvor in die Wange geschobenen Kaugummi herumzukauen. Sie hielt die beiden Journalisten wohl nicht für so bedeutend, um weiterhin der Repräsentationspflicht nachkommen zu müssen.

Nadja zeigte sich geduldig. »Wie können wir zu ihr Kontakt aufnehmen?«

»Sie können eine Nachricht hinterlassen.«

»Also gut. Und was schreibe ich auf den Umschlag?«

»Was Sie wollen. Rian genügt.«

»Tut mir leid, das ist mir zu vertraulich. Ich brauche wenigstens den Nachnamen.«

Das Mädchen ignorierte das Telefon, das gerade einen Anrufer meldete. »Na schön, Rian Bonet. Aber mehr darf ich Ihnen wirklich nicht sagen.«

»Das ist doch schon prima«, strahlte Nadja. »Falls

Sie sie sehen, sagen Sie ihr bitte, dass ich sie unbedingt bald sprechen muss. Das könnte entscheidend für ihre Karriere sein. Werden Sie ihr das ausrichten?«

»Klar«, sagte das Mädchen, was womöglich ein Synonym für *Nein* darstellte. Wahrscheinlich hatte es die Bitte schon ab dem Moment vergessen, sobald Nadja aus der Tür war.

Das Telefon läutete immer noch. Das Mädchen nahm das schnurlose Gerät auf, betätigte eine Taste und gleichzeitig eine andere. Es wurde still.

»Könnte ich bitte noch Papier und einen Umschlag bekommen?«, bat Nadja mit zuckersüßem Lächeln. »Dann sind Sie mich auch schon umgehend los.«

Das Mädchen zuckte geschmerzt mit den Lippen, kam aber der Bitte nach. Nadja verzog sich in einen cremefarbenen Ledersessel im Wartebereich, zückte einen Stift und begann zu schreiben.

Robert sah sich mit anerkennender Miene um. Die Lobby war großzügig wie eine kleine Hotelhalle gestaltet, mit Oberlichtern, hellen Teppichen, hellem Empfangstresen aus echtem Ahornholz, Palmen und teurer Sofagruppe. An der Wand hinter dem Tresen war in Riesengröße das Logo der Agentur angebracht, und darunter hing ein nicht minder opulentes, nach dem Design von Warhol gestaltetes Porträt eines Modells.

»Schöner Arbeitsplatz«, bemerkte er.

Das Telefon läutete wieder. Das Mädchen drückte umgehend die beiden Tasten.

»Und so ruhig«, fügte er hinzu.

»Ist ganz okay«, stimmte das Mädchen zu. Es zückte einen Taschenspiegel und prüfte Frisur und Make-up.

»Lange Arbeitszeiten?«

»Mhmm. Hier ist vor zehn selten was los. Die Mädels holen die Post meistens gegen Mittag.«

»Jeden Tag?«

»Klar. Die Betreuung ist uns sehr wichtig. Manchmal kommen die Kunden auch her. Wir machen außerdem viele Shootings bei uns.« Nun lag doch etwas Stolz in ihrer Stimme. »Wir haben drei Studios!«

Nadja kam mit dem verschlossenen Umschlag zurück und reichte ihn dem Mädchen mit einem Zehneuroschein. »Vielen Dank für die Mühe. Ich hoffe, Rian bekommt meine Nachricht bald.«

»Ich leg sie in ihr Fach, dann kann sie sie jederzeit abholen, falls ich nicht am Platz sein sollte.« Das Mädchen zeigte auf drei hohe Stapel Ablagefächer, auf denen Namen aufgeklebt waren. Der Umschlag landete in dem Fach mit dem Namen »Rian«. Der Schein verschwand irgendwo anders.

»Herzlichen Dank. Wir melden uns wieder.« Nadja setzte ihr strahlendstes Lächeln auf. Es war sehr beliebt in Medienkreisen, wie sie festgestellt hatte.

Robert schüttelte es, als sie anschließend wieder auf der Straße standen. Umgehend zündete er sich eine Zigarette an. »Schauerlich! Dieses Getue! Diese Oberflächlichkeit! Ich könnte nicht in so was arbeiten.«

»Rian Bonet.« Nadja ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen. Sie hatte schon vor einem Jahr aufgehört, auf Roberts kritisches Gejammer zu achten. »Jetzt wissen wir schon etwas mehr.«

»Namen sind Schall und Rauch«, meinte Robert leichthin. »Das nützt uns noch gar nichts. Es wird ein Künstlername sein, und im Telefonbuch wird sie auch nicht stehen. So einfach ist es nämlich nie.«

Sie setzten sich ins Internet-Café gegenüber; durch den Sitzplatz an der großen Scheibe konnten sie die Agentur gut beobachten, deren gläserne Eingangstüren gleich im Erdgeschoss lagen. Und tatsächlich, eine Menge Models strömten plötzlich hinein, und es wurde sehr lebhaft. Alle möglichen Menschen gingen ein und aus. Nadja und Robert veranstalteten ein Berateraten um die Wette und kamen der Wahrheit vermutlich ziemlich nah: Fotografen, Models, Journalis-

ten, Agenturmitarbeiter, Kunden, Akquisiteure und einige mehr. Nicht zu vergessen den Pizzadienst und einen Sandwichboten.

Zwei Stunden lang tummelten sich hier in zeitlichem Abstand etwa hundert Menschen, dann wurde es wieder ruhiger. Rian tauchte nicht auf.

Nadjas Konzentration ließ nach, sie gähnte und starrte aus schläfrigen Augen auf die andere Straßenseite. Die herbstliche Sonne stand trotz der Mittagsstunde bereits schräg und warf längliche, tiefschwarze Schatten auf die hellen Bodenplatten. Manchmal schien es, als liefen die Schatten um die Wette, wenn jemand die Richtung nach Osten wechselte, folgten dem Besitzer, überholten ihn und sausten dann voraus. Dabei kreuzten sie sich mit anderen, bildeten neue Schattenfiguren, die ihre ganz eigene Art hatten, sich zu bewegen.

Nadja verließ sich darauf, dass Robert aufpassen würde, und ließ ihrer Phantasie freien Lauf, indem sie sich Figuren ausdachte, die die Schatten darstellten, und jeweils eine Geschichte dazu.

Da ging ein Mensch ohne Schatten.

Nadja merkte es zuerst nicht; normalerweise achtete man nicht auf solche Dinge. Aber gerade, weil sie sich auf die Schatten konzentriert hatte, fiel es ihr auf. Zuerst war es nur ein kurzer Reflex, ein Stutzen, weil etwas anders war, als es sein sollte. Dann erst sickerte Begreifen in ihre Gehirnwindungen, und ihre Synapsen schossen ein Feuerwerk an Energieblitzen ab, um sie aufzurütteln.

Da geht ein Mensch ohne Schatten!

Nadja konzentrierte sich, schaute genau hin und versuchte sich deutlich zu machen, dass sie nicht träumte, keiner Illusion aufsaß, keiner optischen Täuschung. Denn dieser Mensch bewegte sich mitten unter den anderen; rings um ihn waren Schatten. Nur er hatte keinen. Weder vor noch hinter, noch unter sich.

Kein Schatten.

Ihre Hand tastete nach Robert, stieß ihn an. »Robert, schnell, schau! Da ist ein Mensch ohne Schatten.«

»Was?«, fragte er geistesabwesend.

Für einen Augenblick richtete sie die Aufmerksamkeit auf Robert, schoss einen Blitz aus den bernsteinfarbenen Augen ab, der besagte: *Keine Fragen – schauen!*

Das hatte bestimmt nicht länger als eine Sekunde gedauert. Nadja richtete den Blick sofort wieder zu dem Mann ohne Schatten. Doch er war fort.

»Was soll ich sehen?«, wiederholte Robert. Sein Blick irrte die Straße entlang, blieb kurz an einer jungen Frau im Minirock hängen und glitt dann weiter.

»Er ist fort«, sagte Nadja frustriert. »Ich habe einen Mann ohne Schatten gesehen?«

»Ohne Schatten.«

»Ja, verdammt! Das ist doch unnatürlich, oder?«

»Wie sah der Mann aus?«

»Ach ... ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht genau angesehen, weil ich so irritiert war, dass er keinen Schatten hatte. Es war nicht viel von ihm zu sehen, nur sein Rücken. Er trug einen langen Mantel, glaub ich. Er war groß, aber nicht besonders auffällig. Wie jemand, den man gern übersieht. So beige-grau, verstehst du?«

Robert schwieg.

Nadja drehte sich zu ihm und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen. »Robert, ich weiß, das klingt verrückt. Aber ... ich schwöre dir, ich habe ganz genau hingesehen, es war kein Irrtum.«

»Nadja.« Robert nahm ihre rechte Hand zwischen seine großen, warmen Hände. Die sensiblen Hände eines Fotografen, die selbst dann nicht zitterten, wenn er zu viel getrunken hatte. »Vielleicht nimmt es dich zu sehr mit. Es kann nicht sein, dass wir plötzlich überall seltsamen Gestalten begegnen. Das grenzt ja schon fast an Paranoia.«

»Wir sehen sie deshalb«, sagte Nadja leise, »weil wir

sie sehen *wollen*. Unser Blick ist geschärft und darauf konzentriert. Wir haben eine Grenze übertreten, ob du willst oder nicht. All diese Dinge fallen sonst nur deswegen nicht auf, weil wir nicht darauf achten. Wir schalten sie aus unserem Bewusstsein, weil wir zu wissen glauben, dass es sie nicht gibt. Doch wir haben den Beweis auf deinen Fotos, nicht nur unsere Augen. Nun gestatte ich meinem Verstand, Dinge wahrzunehmen, die scheinbar widernatürlich sind.«

Robert ließ ihre Hand los, rieb sich den Dreitagebart und blickte aus dem Fenster. »Du bist sehr bodenständig, und du flüchtest dich nicht in Hysterie. Manchmal bist du sogar zu sehr verstandesbewusst und zu wenig emotional.« Er wandte sich ihr wieder zu. »Ja. Ich glaube dir. Wir sind in eine Sache hineingeraten, die größer zu werden scheint. Umso dringlicher ist es, dass wir diese Rian Bonet finden. Konzentrieren wir uns darauf. Der Mann ohne Schatten wird nicht zufällig hier gewesen sein; vielleicht will er dasselbe wie wir. Also brauchen wir uns nicht um ihn zu kümmern, unser Fokus liegt auf Rian und dem Igel. Wenn wir die beiden haben, wird auch der Schattenlose auftauchen.«

Nadjas Unterlippe zitterte leicht.

»Ich habe trotzdem Angst, dass irgendetwas mit mir geschieht, Robert«, wisperte sie. »Etwas in mir verändert sich. Und das jedes Mal, wenn so etwas Seltsames passiert ...«

»Denk nicht darüber nach. Schau, da kommt wieder ein Schwung Models, vielleicht haben wir endlich Glück.«

Aber Rian Bonet war nicht dabei.

Auch am nächsten Tag kam Rian Bonet nicht, geschweige denn am übernächsten.

Nadja wurde unruhig und fing an, das Interesse zu verlieren. Die Reportage war abgeschickt, die Anfrage nach einem anderen Auftrag gestartet.

»Hat doch keinen Zweck«, sagte sie zu Robert. »Entweder wir verpassen sie jedes Mal, oder sie hat Urlaub. Ich will meine Zeit nicht unnütz verplempern.« Ganz unnütz war es natürlich nicht gewesen, denn in dem Café hatten sie beide ihren Auftrag fertiggestellt und ein paar Internet-Anfragen erledigt. Genau so, wie sie es auch in einem Café in der Nähe ihrer Pariser Wohnung getan hätten.

Robert war selbst nah daran, einfach aufzugeben. Sie hatten mindestens einmal täglich bei »Jolie Femme« angerufen, weitere Nachrichten hinterlassen und sogar ein Gespräch mit dem Chef geführt. Alles blieb ohne Ergebnis. Abgesehen davon, dass der von Kopf bis Fuß gestylte und manikürte, etwa dreißigjährige Chef unbedingt ein Interview über seine Agentur geben wollte, mit Foto und allem, und es nicht einfach war, ihn wieder loszuwerden.

»Also schön«, grummelte Robert, »ich geh noch mal rein, und wenn es wieder nichts ist, vergessen wir das Ganze.«

»Ich gebe dir fünf Minuten.«

Nadja wartete vor der Tür, mit verschränkten Armen und ungeduldig zuckender Fußspitze. Passanten eilten an ihr vorüber, der eine oder andere Mann drehte sich nach ihr um.

»Sie sind weg«, berichtete Robert, als er zurückkam. »Rian hat die Nachrichten irgendwann geholt. Am Empfang sitzt ein junger Mann, der absolut keine Ahnung hat. Wahrscheinlich kann er nicht mal seinen eigenen Namen richtig schreiben. Aber er ist sehr gepflegt und hübsch und zuvorkommend. Ich hab seine Telefonnummer. Er meinte, wir könnten mal einen Kaffee miteinander trinken und vielleicht ein Shooting machen.« Robert betrachtete den Zettel ein wenig verträumt und lachte, als Nadja ihn in die Seite stieß.

»Willst du mir weismachen, der wäre ernsthaft an dir interessiert?«

»Ich sagte, ich sei Fotograf, der für die Vogue ein neues Unterwäschemodell sucht.«

»Hast du wenigstens *irgendwelche* Informationen dafür bekommen?«

»Nein, leider nicht. Was meinst du, soll ich die Nummer aufheben?«

»Bewirb dich damit bei einem Gay-Filmer, und ihr seid im Geschäft.«

Sie schlenderten untergehakt in Richtung der Avenue de l'Opéra. Die Tage waren immer noch angenehm mild und sonnig und luden zum Verweilen ein. Eine Brise scheuchte ein paar Blätter vor ihnen auf dem Gehsteig her und blies sie in den Rinnstein. An fast jeder Ecke standen Straßenmusikanten mit Gitarre, Geige, Trompete oder Drehorgel.

Aus Nadjas Handtasche erklang »9:30 Paddington« im digitalen Geigenklang. Es war der Redakteur aus München, und Nadjas Miene hellte sich während der Unterhaltung rasch auf.

»Er ist zufrieden mit unserer Arbeit, wieder einmal besonderes Lob für deine Fotos, Geld an uns ist unterwegs, und wir bekommen einen neuen Auftrag«, klärte sie Robert in einem Atemzug auf.

»Also machen wir weiter?«, fragte er lauernd.

»Natürlich machen wir weiter«, antwortete sie, als wären sie nie im Zweifel gewesen. »Um uns ist Paris, du hast die Telefonnummer eines aufregenden jungen Mannes bekommen, da will ich nicht zurückstehen und eine Verabredung mit einem schwebenden Modell mit elfischen Ohren kriegen.«

»Ob der Junge aufregend ist, müsste sich erst erweisen. Er hat bei der Unterhaltung immer an mir vorbei in den Spiegel hinter mir geguckt und den Sitz seiner Haare korrigiert.«

Nadja schlug ihm leicht auf den Arm. »Nun aber Schluss! Konzentration! Wir müssen sie finden.« Ein Schatten kroch zwischen den Häuserfronten auf sie zu, und sie blickte zum Himmel. Eine gewaltige Wolke

schob sich vor die Sonne, urplötzlich im klaren Blau erschienen und ohne Begleiter. Wie ein Gebirge türmte sie sich auf und streckte wallende Finger aus, die jeden noch so feinen Schleier, der zu entkommen versuchte, wieder einfingen.

»Die Grenze zwischen Licht und Dunkelheit verblasst«, flüsterte sie. »Und wir stehen dazwischen.«

3 Das Baumschloss: Nach dem Erwachen

Der Grogoch brachte die dritte Fuhre Laub nach draußen und beerdigte sie unter schmerzlichem Kummer unter einem kleinen Grashügel. Er hatte schon viel erlebt, selbst hier im Reich des Frühlings, aber die neue Entwicklung übertraf alles. Unter der Last der Veränderung bewegte der Grogoch sich gebeugt und müde, wie einer der Uralten, die sich allmählich auf die Wandlung vorbereiteten.

»Es kann nicht vergehen«, hörte er eine leise Stimme hinter sich, als er anfang, das Laub aus der nächsten Ecke zu kehren.

Der Grogoch drehte sich um und blickte zu dem schmalen, blassen Elf auf, der lautlos zu ihm getreten war. Dafydd wirkte verstört, seine sonstige Munterkeit und Unbekümmertheit war wie ausgelöscht. Als ob sich eine Wolke vor die Sonne geschoben hätte. So, wie es dort draußen vor dem Fenster tatsächlich aussah.

»Das wird es auch nicht, Königliche Hoheit«, sagte er tröstend. »Es ist nur vorübergehend. Eine ... Veränderung.«

»Es gibt keine wirkliche Veränderung«, sagte Dafydd müde. »Oder hast du jemals eine erlebt, Grog?«

Der kleine Kobold lächelte traurig. »Gewiss doch, Prinz.« Er kippte das Laub von der Schaufel in die Handkarre. »Zuletzt war es der Krieg um das Reich der Crain, dann der Bann der Königin, kurz vor deiner Geburt.«

»Verzeih.« Dafydd neigte leicht den Kopf. »Du hast damals Verluste erlitten.«

»Wie so viele«, sagte der Grogoch. »Keine Seite blieb davon verschont.«

»Und doch haben wir gesiegt.«

»Gesiegt ... ja ... gewiss. Es hätte jedoch ... überhaupt nie so weit kommen dürfen.«

Der junge Elf zeigte Neugier. »Wie kam es überhaupt dazu? Niemand spricht je ausführlich darüber. Ich weiß nur, dass aus Königin Gwynbaen die dunkle Bänderchen ...«

»Dafydd!«, donnerte eine tiefe Stimme durch die Äste und brachte sie zum Erzittern.

Vor Schreck fielen weitere Blätter, und der Grogoch seufzte tief. Seine Arbeit würde nicht so schnell beendet sein.

Der Prinz fuhr bestürzt zusammen. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe«, murmelte er.

»Wenn wir noch ein paar Blätter am Baum behalten wollen, solltest du dich wohl beeilen«, brummte der Grogoch.

»Grogoch!«, schallte es hinterher.

Dem alten Kobold fiel die Schaufel aus der Hand. »Ich auch? Gewiss doch, Herr. Ich eile ...«

Hastig watschelte er Dafydd hinterher. Den mächtigen Riesen ließ man nicht warten.

Fanmór, Herrscher von Earrach und König der Crain, erwartete sie in der königlichen Halle; würdevoll saß er auf dem großen weißen Thron. In der Halle wenigstens war der Verfall kaum zu sehen, die Astvorhänge vor den Fenstern waren dicht, und grüne Lianen rankten sich um die gebogenen Astsäulen.

Fanmórs schwere Haare fielen bis über die Armlehnen herab. Die weiße Strähne war deutlich sichtbar, und der Grogoch wurde sich erschrocken bewusst, dass er ungebührlich darauf starrte. Er erinnerte sich

an seine Manieren, senkte den Kopf und richtete den Blick zu Boden, während er Dafydd nach vorn folgte. Die Halle war voll, die meisten Hofschranzen waren anwesend, auch kleinere Beamte und Bedienstete.

Die königlichen Berater reihten sich links und rechts vom Thron auf, und davor stand Rhiannon, Dafydds Schwester. Die beiden zusammen zu sehen, empfand der Grogoch immer wieder als ein Wunder. Geburten waren ohnehin selten bei den Elfen und Zwillinge eine absolute Besonderheit. Fanmórs Kinder sahen einander sehr ähnlich, und sie waren unzertrennlich. Verletzte sich der eine am Fuß, stieß der andere einen Wehlaut aus. Sie hatten viel Fröhlichkeit und Gelächter ins Schloss gebracht und den Hofstaat in Atem gehalten, seit sie laufen konnten.

Rhiannon nickte ihnen erleichtert zu. »Wo warst du so lange?«, zischte sie ihrem Bruder zu.

»Bin doch da«, gab er zurück.

Sie musterte ihn schockiert. »Was hast du denn an? Diese Versammlung hat volles Ornat verlangt!«

Die Prinzessin trug ein weit fließendes Gewand aus Sternglitzerseide, das bis zu den zierlichen Fesseln reichte, einen bodenlangen Umhang mit hochgestelltem Kragen und einen langen, durchsichtigen Kopfschleier. Selbst für elfische Verhältnisse sah sie außergewöhnlich ätherisch aus.

Auch die Berater waren angemessen in farbenprächtige Gewänder mit aufwendig gestickten Mustern gekleidet, die ihren jeweiligen Status symbolisierten. Zwei von ihnen gehörten zu den hirschköpfigen Corviden, einer war ein Baumvertreter.

»Grog trägt gar nichts«, bemerkte Dafydd, der in seiner Lieblingskleidung erschienen war: enge braune Lederhose, ein dunkelgrünes Hemd mit weiten Ärmeln und braune Lederweste, passend dazu weiche Stiefel.

»Grog hat noch nie was getragen, weil seine langen Haare die Kleidung ersetzen. Du aber bist der Prinz!«

»Bitte, Kinder, hört auf damit«, flüsterte der Grogoch aufgeregt. »Wollt ihr euren Vater verärgern?«

Das schien das Stichwort zu sein. Auf einmal kam Bewegung in den Körper des Riesen, der bis dahin grüblerisch verharret hatte, die Stirn auf eine Hand gestützt. Langsam hob er das schwere Haupt, und der Blick seiner glimmenden Augen streifte jeden einzelnen Anwesenden.

Wo sein Blick hintraf, spannte sich die Miene desjenigen an, um gleich darauf Erleichterung zu zeigen, wenn er wieder aus der Sicht war. Einige Berater scharrtten bereits unruhig mit den Füßen, als das Schweigen immer noch andauerte. Der Grogoch konnte sich vorstellen, was in ihnen vorging. Wahrscheinlich waren ihre Häse bereits eng geworden von den vielen Worten, die nur darauf warteten, an die Luft zu gelangen. Bisher hatte sich noch keiner zum plötzlichen Herbst äußern können, eine schwierige Herausforderung für die wortgewaltigen Berater, die sich gern reden hörten. Es war die erste offizielle Zusammenkunft seit dem Erwachen.

Dem *vorzeitigen* Erwachen. Fanmór hatte sich absichtlich für eine längere Frist zur Ruhe begeben und mit ihm die ganze Sippe der Crain. Das geplante Erwachen sollte zu einem bestimmten Augenblick erfolgen. Doch dann war Dafydd zu sich gekommen, weil der Herbst Einzug gehalten hatte ...

»Grogoch«, schallte die tiefe Stimme des Herrschers durch die Thronhalle. »Wie viel Laub hast du bereits beseitigt?«

Der kleine alte Kobold zuckte zusammen, als er sich unversehens angesprochen sah. Er verbeugte sich tief und antwortete: »Viele Handkarren, Gebieter. Mehr, als es Sand am Meer gibt, aber weniger, als Sterne am Himmel leuchten.« Seine raue Stimme klang dünn im angehaltenen Atem der Anwesenden, und der Nachhall schlüpfte eilig durch die Ritzen feiner Zweigver-schlingungen davon.

»Und betrifft dies nur das Schloss?«

»Mein Gebieter, ich habe das Schloss noch kaum verlassen. Aber ich sah durch die Fenster und im Vorgarten die Bäume in der Nähe in Rot und Gold glänzen. Ein besonderes Leuchten zwischen all dem Grün.«

»Aber das Grün überwiegt?«

»Ich sah hauptsächlich Grün.«

Fanmór nickte. Seine Hand glitt langsam durch die weiße Strähne. »Und doch ist es ernst«, sprach er langsam. »Sehr ernst.« Er richtete seinen Blick auf Dafydd und runzelte missbilligend die Stirn, bevor er fortfuhr: »Wer weiß, was aus uns geworden wäre, wenn mein Sohn nicht rechtzeitig erwacht wäre.«

Der junge Prinz verbeugte sich. »Ich bin Euer demütiger Diener, Vater.«

»Ein Diener, der es nicht versteht, sich angemessen zu kleiden«, rügte der Riese.

»Eine junge Blüte soll in natürlicher Schönheit erstrahlen«, versetzte Dafydd. »Und nicht versteckt werden hinter Pomp und Protz. Das habt Ihr mir einst beigebracht.«

Unter den Beratern kam Unruhe auf, einige flüsternten miteinander. Auch die Hofschranzen tuschelten aufgeregt. Einige betrachteten ihre Kleidung und mokierten sich, ihren Mienen nach zu urteilen, über diese Bemerkung.

Der Grogoch schmunzelte insgeheim. Er sah, wie Rhiannon den Mund öffnete, um ihrem Bruder notfalls beizustehen. Die Zwillinge stritten oft miteinander, aber wenn es darauf ankam, half jeder sofort dem anderen. Sie hatten es auch gemeinsam schwer, sich gegen den übermächtigen Vater durchzusetzen. Fanmór galt zu Recht als ein gestrenger Herrscher und Sippenpatriarch.

Dafydd zeigte sich deshalb in diesem Moment als mutiger und würdiger Prinz, ihm die Stirn zu bieten. Manch einer mochte es sogar als Tollkühnheit aus-

legen. Allerdings, überlegte der Grogoch, konnte Fanmór schlecht etwas entgegensetzen, denn der Herrscher selbst trug auffällig schlichte Kleidung: einen langen, seitlich geschlitzten hellgrünen Überwurf, schwarze Beinkleider, Schnürstiefel und einen breiten Bauchgürtel. Nur ein schmaler silberner Stirnreif auf dem Haupt wies auf seinen hohen Rang hin.

»Doch wie lange wird es noch Blüte geben ...«, murmelte der Riese, anstatt dem vorlauten Sohn eine Rüge zu erteilen.

Die Geschwister sahen sich überrascht an. Scharren und Tuscheln verstummten. Alle blickten zu Fanmór, dessen Worte und vor allem Tonfall sie zutiefst verstörten.

Rhiannon sprach schließlich leise in die Stille: »Wird es denn nicht vorübergehen?«

»Nein.«

Sämtliche Anwesenden fuhren zusammen, als Fanmór sich vom Thron erhob und langsam die Stufen herunterkam. Sein Kopf reichte bis ins Astgewirr, und er musste bis in die Mitte des Thronsaals gehen, wo der Säulenbogen am höchsten war, um aufrecht stehen zu können.

»Vielleicht habt ihr es gehaut, vielleicht verdrängt, und vielleicht wart ihr durch Unschuld vor Wissen gewappnet«, grollte seine Stimme durch den Saal. »Aber ich habe euch Folgendes zu verkünden: Es sind bereits Boten zu allen Grenzen Crains unterwegs, um sich kundig zu machen, wie weit der Herbst vorgezogen ist. Ich habe außerdem um Rat und Beistand der befreundeten und tributpflichtigen Könige Ear-rachs ersucht und darum gebeten, dass auch sie ihre Grenzen absuchen sollen.«

»Wonach, Gebieter?«, fragte der Corvide Regiatus. Sein gefleckter Nasenrücken zuckte nervös, und er leckte sich immer wieder mit langer Zunge über die schwarze Nase. Sein nach vorn gebogenes, achten-

diges Geweih glänzte elfenbeinfarben. »Glaubt Ihr, dass es eine Invasion ist? Oder die Vorhut davon?«

»So einfach ist es leider nicht«, antwortete Fanmór. »Es ist kein Feind in herkömmlichem Sinne, den man mit Schwert oder Magie bekämpfen kann. Es ist kein Feind, den man sehen kann, und wir können ihn auch nicht vernichten. Stimmen meine Befürchtungen, betrifft es uns *alle* gleichermaßen, weit über Earrach hinaus, am Ende das gesamte Elfenreich.«

Grog sah, wie Rhiannon bleich wurde. Er griff nach ihrer Hand und tätschelte sie sanft. »Es wird schon, Kindchen«, wisperte er wie in den früheren Tagen, um sie zu beruhigen. Oder sich selbst.

»Vater, wovon spricht Ihr?«, hauchte die Prinzessin. »Wie kann es nicht vorübergehen? Was besitzt so große Macht, dass es das gesamte Volk der Elfen heimsuchen kann, ohne dass es sich zu erwehren vermag?«

»So etwas gibt es nicht!«, protestierte Regiatus. »Weder ein greifbares Wesen noch gestaltlose Zauberkraft vermag das. Mögen wir auch Kriege um Grenzen und Herrschaft führen, mögen Angst und Not uns heimsuchen, mögen wir alle in Annuyn eingehen und nur wenige aus dem Totenreich zurückkehren – das Elfenreich an sich wird bestehen, auf ewig und für immer.«

Von allen Seiten erhielt der Corvide Beifall, und selbst der Grogoch war versucht, darin einzufallen. Aber er hatte etwas in Fanmórs Augen gesehen, was ihn innehalten ließ und was ihn zutiefst ängstigte. Auch die Zwillinge mussten es gesehen haben, denn sie schwiegen, obwohl sie sonst nie um ein Wort verlegen waren.

»Eben nicht!«, donnerte Fanmórs Stimme in die beginnende Feierstimmung.

Für einige der Anwesenden schien die Versammlung nämlich nach dieser Erkenntnis schon beendet. Man würde den Feind erkennen, ihn besiegen und anschließend feiern. Wie man es immer getan hatte ... Und bis

es so weit war, wollte man sich den Freuden widmen. Schließlich waren sie alle erst kurz erwacht, und das musste ausgenutzt werden.

Der Grogoch las dies von den Gesichtern der Hofschranzen ab. Er war in seinem langen Leben schon auf so vielen ähnlichen Zusammenkünften gewesen, dass er wusste, wie es zumeist zuing. Die Elfen hatten kaum Geduld in solchen Dingen und langweilten sich schnell, wenn sie allzu lange in förmlicher Haltung ausharren mussten.

»Was geht nur in euch vor?«, rief der Riese. »Glaubt ihr, die Krise sei beendet, nur wegen eurer hier offenbarten Entscheidung, dass es keinen unbesiegbaren Feind gibt? Der Herbst vorbei? Schaut hinaus! Sagt mir, was ihr dort seht, ob seither ein frisches Blatt gewachsen ist oder eine neue Blume sich gerade öffnet! Wenn es so ist, gebe ich euch recht, und wir beenden die Versammlung in guter Zuversicht, dass es vorübergehen wird.«

Niemand rührte sich.

»Wer ist der Feind?«, rief Regiatus dann. »Sagt uns, wem wir ausgeliefert sein sollen, dass es keine Hoffnung mehr gibt! Ergeht Euch nicht länger in Andeutungen, sondern sagt es uns klar und deutlich!«

»Wisst ihr es denn nicht schon längst?« Fanmór wies erneut auf seine weiße Haarsträhne. »Könnt ihr es nicht erkennen? Was glaubt ihr, was das hier auf meinem Haupt ist? Ein jahreszeitlicher Laubfall? Herbst, der nur vorübergehend ist?« Langsam drehte er sich im Kreis. »Ich bin der Älteste von euch! Einstmals kam ich von weit her über die See. Ein Volk waren wir damals, doch heute gibt es nur noch wenige von uns. Ich bin ein alter Mann, älter als alle Steine Earrachs, und außerhalb der Grenzen meines Reiches gibt es nur wenige, die so weit zurückblicken können wie ich.«

»Tretet Ihr vielleicht in die Wandlung ein?«, rief jemand aus den hinteren Reihen.

Fanmór lachte spöttisch. »Ganz plötzlich, während ich schlummere, beginne ich damit? Als ob das jemals vorgekommen wäre! Wir sind deshalb in Schlaf versunken, um während der Verdunkelung der Sonne Kräfte zu schöpfen, und nicht, unsere Kräfte abzugeben!«

»Dann hat ... die Verdunkelung zu lange gedauert?«, fragte ein in kostbaren Brokat gewandeter Berater. »Der Himmel ist jetzt noch nicht klar, die Sonne immer noch abwesend ...«

Fanmór wandte sich dem Grogoch zu, der sich plötzlich noch kleiner fühlte, und merkte, wie er in sich zusammenschrumpfte. »Ich gebe es auf«, dröhnte er resigniert. »Grogoch, sag du es ihnen. Du bist nach mir der Älteste hier.«

Der kleine alte Kobold verknotete die haarigen Finger. Er fühlte die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet. Er war nicht sicher, ob er begriffen hatte; ob es wirklich so sein konnte, wie er es sich zusammenreimte. »O Herr«, wisperte er verzweifelt. »Verlangt das nicht von mir ...«

Der Riese war mit einem Schritt bei ihm; er übertrug ihn wie ein Berg. Der Grogoch reichte ihm knapp bis ans mächtige Knie. Fanmórs Stimme war gedämpft, und dennoch hallte sie, alles andere übertönend: »Sprich! Was hat Einzug bei uns gehalten, Grogoch?«

»Der Tod?«, rief ein Wieselelf, genannt »der Wiesel«, vorlaut mit zitternder Nase, dem das Zögern des Grogoch viel zu lange dauerte. Er hopste von einem Bein aufs andere, seine schwarze Schwanzspitze zuckte aufgeregt hin und her. »Der Tod, ist es der Tod? Sagt, hab ich recht, hab ich? Der Tod, der Tod?«

Eine vollständig ausgetriebene Patatenersprosse, ein Seitenzweig der Waldschrate, schlug ihm mit dem Wurzelgeflecht auf den Hinterkopf. »Beruhige dich!«

»Aua! Is' ja schon gut«, maulte der Wiesel. Wütend funkelte er den Pixie an, der sich neben ihm vor Ver-

gnügen kugelte und sein rotes, von den Stacheln durchlöcherntes Mützchen in die Luft warf. »Pirx! Was is'n am Tod so komisch?«

»Am Tod nix, aber du bist komisch!«, krächte Pirx, sprang auf die Hinterfüße, hüpfte abwechselnd auf einem Bein und schlug wirbelnd die Handflächen aneinander. »*Isses der Toood?*«, äffte er übertrieben nach und tippte sich an die Stirn. »Bist du doof!«

»So?«

Pirx erstarrte, als Fanmór seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete. »Dann kennst du wohl die Antwort, tórichter Pixie?«

»Pirx, spinnst du?«, zischte der Grogoch den kleinen Igel an. Vor Entsetzen fielen ihm einige seiner drahtigen Haare aus. »Was, bei den Wassernymphen der Schwarzberge, tust du da?«

»Uh ... äh ...«, haspelte Pirx und wand sich ein wenig. Aber er kniff nicht. Forsch fuhr er fort: »Also, klar kenn ich die Antwort, wieso auch nich'? Ich meine, das liegt deutlich auf der Hand!«

»Im Moment«, sagte der Riese, »liegt hier nur einer auf der Hand, und das bist du.«

Ehe Pirx sich's versah, hatte Fanmór ihn gepackt und hochgehoben. Verdattert hockte er auf der riesigen Schaufelhand und blickte seinen Herrn aus erschrockenen schwarzen Knopfaugen an.

»Dann sprich, mein kleiner Rotmützel«, forderte Fanmór ihn auf. »Und ich hoffe, deine Antwort ist richtig, ansonsten erhält der Wiesel den Punkt, weil ich dich andernfalls nämlich zerquetschen und zu den Schatten nach Annuyn schicken werde.«

Angespannte Stille folgte, in der man nur das Klappern von Pirx' spitzen kleinen Zähnen hören konnte. »Äh ... soll ich wirklich? Ich meine, die Antwort wird Euch nich' gefallen, o Herr, dessen Anblick eine Banshee das Fürchten lehrt. Ihr wisst schon, das sind diese grässlichen Todesfeen, die so scheußlich schreien und ...«

»Pass auf, was du sagst!«, hallte eine schrecklich hohle, eiskalte Stimme von ferne herüber.

»Hu! Garstig! Seht Ihr?«

»Er weiß es nich', er weiß es nich'«, frohlockte der Wieselelf, tanzte auf und ab und erhielt dafür die nächste Kopfnuss, die ihn vornüber auf die dünne lange Schnauze warf.

Fanmór näherte die Hand seinem Gesicht. »Ich warte.«

Pirx hob abwehrend die Händchen hoch, als würde er sich vor der Verbrennung durch die kohleglimmenden Augen schützen wollen. »Nur wenn Ihr verspricht, dass Ihr mir nix tut, Eure Grusligkeit!«

»Das ist dein einziger Ausweg, Pixie, ich sagte es schon.« Der Herrscher klang nun deutlich ungehalten.

»Also, es is' so ... Was man nich' sehen kann und nich' besiegen, was jeden befällt, ohne Ausnahme, was keine Grenzen kennt und unsichtbar is' und was den Herbst bringt und weiße Strähnen ins Herrscherhaar, das is' ...« Pirx hatte jetzt doch deutlich Angst, es auszusprechen, und seine Stimme sank zu einem leisen Piepsen herab, als er hervorstieß: »Es ist ... die Zeit.«

Der Grogoch schloss die Augen und sank in sich zusammen.

Fanmór erstarrte. Pirx schlug die Arme über den Kopf und igelte sich ein. Aber der Riese setzte den kleinen Igel ganz behutsam auf dem Boden ab. »Unschuldiger, weiser kleiner Narr, du«, sagte er in düsterer Trauer.

Nach kurzer lähmender Stille folgte ein Aufschrei, dann brach ein wildes Durcheinander aus. *Die Zeit!* Was für ein Un-Wort, ein Nicht-Wort, ausgesprochen an diesem Ort! Was wagte dieser unbedeutende kleine Pixie, der nur ein paar Lenze zählte?

Natürlich benutzten die Elfen das Wort *Zeit*, in erster Linie, um die Momente auszudrücken, was zwischen Tag und Nacht verging. Es war ein recht moder-

nes Wort, irgendwann von den Menschen aus der fernen Welt draußen übernommen wie so manches andere.

Die Kinder hatten damit angefangen und das Wort trotz strenger Verbote und angedrohter Mauschellen weiter benutzt. Irgendwann benutzten es die Erwachsenen, weil es neutral war und man nicht lange nach Umschreibungen suchen musste. Auch Elfen waren bequem.

Aber in *diesem* Zusammenhang genannt, bedeutete es ... nun ja, *Zeit an sich* eben, Vergänglichkeit, wie der Herbst, der Einzug gehalten hatte. Und das war nun gleichermaßen verpönt wie unmöglich. Denn was sollte darauf folgen? Der Winter etwa?

Der Grogoch lauschte dem schwirrenden Wortschwall, der sich beredt von Ast zu Ast schwang und sich mit allerlei Misstönen und Lauten vermischte, hin und her sprang und immer noch mehr Blätter herunterschüttelte. Die Elfen überschrien sich gegenseitig, jeder wusste es besser, und die meisten verlangten die sofortige Bestrafung des vorlauten Bengels, der noch nicht einmal stubenrein sei.

Pirx blieb zusammengerollt und rührte sich auch nicht, als der Grogoch ihn anstupste. »Komm, zeig dich wieder.«

»Bin doch nicht verrückt!«, kam es gedämpft aus der Igelrolle.

»Niemand wird umgebracht, nur weil er die Wahrheit spricht.«

»Was redest du da? *Jeder* wird umgebracht, der die Wahrheit spricht! Sie wird zwar als bedeutsam erachtet, aber keiner will sie hören! Und hast du es schon *einmal* erlebt, dass im Elfenreich die Wahrheit gesagt wird?«

»Ja, gerade eben. Es ist geschehen, in diesen ehrwürdigen Hallen. Du hast unseren Gebieter sprachlos gemacht. Wahrscheinlich hat er jetzt eine zweite weiße Strähne im Haar.«

Eine schnüffelnde schwarze Knopfnase wurde sichtbar. »Ehrlich?«

»Das wäre dann schon die zweite Wahrheit.« Der Grogoch grinste und klopfte mit der Fingerkuppe auf die Igel Nase. »Komm schon.«

Zaghafte entrollte sich Pirx und sah sich staunend um. Die gesamte Versammlung befand sich im Streit. »Hab ich das ausgelöst?«, fragte er begeistert. Er reckte sich und wölbte stolz die Brust.

Mittendrin stand reglos Fanmór wie eine übergroße Statue, und nicht weit entfernt warteten die Zwillinge und sahen staunend der Unruhe zu.

Regiatus gelang es schließlich, sich Gehör zu verschaffen, indem er die größten Schreihälse mit den dolchartigen Spitzen seines Geweihs bedrohte. Dann baute er sich vor dem Herrscher auf.

»Was gedenkt Ihr zu unternehmen?«, fragte er und verschränkte die Arme. Er wurde von verschiedenen Seiten durch Zurufe unterstützt.

Fanmórs Miene verdüsterte sich. »Wogegen?«

Der Tonfall hätte dem Corviden Warnung genug sein müssen. Doch er deutete auf Pirx. »Gegen den dreisten Igel, der all das Unglück verursacht hat!«

Ein Blitzstrahl fuhr auf einmal von der Decke des Saales herunter, und Regiatus war fort. Die Versammlung wich zurück, die erhitzte Stimmung kühlte merklich ab.

Der Grogoch hörte kurz darauf den Corviden, er schrie draußen im Schlosspark wie am Spieß. Er war dort soben mit einem Knall gelandet, seine Robe brannte, und er eilte auf den von Schilfrohr umgebenen See zu, in dem einige Schwäne ihre Bahn zogen. Die Tiere stießen empörte trompetende Geräusche aus und öffneten drohend die weißen Flügel, als Regiatus sich in einer Fontäne und dampfender Gischt ins Wasser warf.

»Hat noch jemand etwas zu dieser unerhörten Anklage zu sagen?«, fragte der Riese grollend.

Die aufrührerischen Stimmen erstarben augen-

blicklich. Pirx entrollte sich ein zweites Mal, doch deutlich weniger selbstbewusst.

»Vater«, erklang Rhiannons helle Stimme. »Was bedeutet es, wenn die Zeit bei uns Einzug gehalten hat?«

Dieselbe Frage stand auf vielen Gesichtern. Der Grogoch konnte die Angst riechen, die sich schnell wie ein Feuer in einem trockenen Wald ausbreitete. Fanmórs Miene war nun sehr ernst und traurig, und alle Strenge war aus ihr gewichen.

»Es bedeutet, meine Tochter«, antwortete er langsam, »dass wir unsere Unsterblichkeit verloren haben.«

Lange war es still. Niemand rührte sich, nicht einmal der Wiesel. Der Grogoch fühlte Pirx' kleine Hand nach seiner tasten. Seine Stacheln hingen matt herab.

Dann sprach eine edel gewandete, blauhäutige Elfdame: »Das kann nicht Euer Ernst sein ...« Furcht und Grauen lagen in ihrer Stimme.

»Es ist unmöglich«, wisperte eine zweite Stimme.

»Das kann niemals geschehen«, ergänzte eine dritte.

Dafydd und Rhiannon starrten den Vater an, als wäre er gegen seinen Schatten aus Annuyn ausgetauscht worden.

Fanmór hob die Arme. »Ich kann bereits fühlen, dass mich die Unsterblichkeit verlassen hat, und euch wird es bald ebenso ergehen. Jeder Einzelne von euch ist davon betroffen, ohne Ausnahme. Ich kann nicht sagen, ob nur das Reich der Crain davon betroffen ist, bevor die Boten zurückgekehrt sind. Aber es ist eine Tatsache, dass der Herbst dort draußen die Folge des Verlustes der Zeitlosigkeit ist. Wie es aussieht, wird auch nicht mehr so schnell neues Blattwerk sprießen. Wir gehen auf den Winter zu, wenn man so will.«

»Aber dann«, setzte die blauhäutige Dame fort, »werden wir vergehen ...«

»Ja«, antwortete Fanmór. »Ja, wenn wir keinen Ausweg finden, wird alles enden. Die Elfenzeit geht zu Ende.«

Die Versammlung war beendet. Rhiannon, Dafydd und der Grogoch hatten sich in einen kleinen, von Weinreben umrankten Innenhof zurückgezogen, in dem ein Springbrunnen die Mitte bildete. Gargoyles formierten sich um eine stilisierte geschlossene Seerose in der Mitte des Brunnens. Aus ihren geöffneten Rachen sprudelte Wasser, ihre Fratzen zeigten Verachtung. Der Grogoch erinnerte sich, dass sie einst Fanmórs Missfallen erregt hatten und seither als Wasserspeier dienen mussten. Kleine schillernde Vögel badeten am Rand im Wasser und saßen zwitschernd auf den Köpfen der Gargoyles, ungeachtet des Herbstes um sie herum.

Pirx traf kurz darauf ein; er war oft mit dem Grogoch zusammen und hatte früher mit den Zwillingen gespielt, als sie alle drei Kinder gewesen waren.

Ratlos saßen sie zusammen, immer noch wie gelähmt. Keiner wusste, was er sagen sollte.

Schließlich sagte Dafydd mit leiser Stimme: »Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Was wird jetzt mit uns geschehen?«

»Wir werden sterben«, antwortete der Grogoch.

»Aber wann?«

»Das kann niemand wissen, mein Prinz. Ich nehme an, dass es unterschiedlich verlaufen wird. Beim einen schneller, beim anderen langsamer. Rhiannon und du, ihr habt bestimmt eine lange Zeit vor euch. Euer Leben hat ja kaum begonnen, in euch ist noch sehr viel Kraft. Dasselbe gilt für Pirx. Was mich betrifft ...« Der Grogoch sprach nicht weiter.

»Ich habe mir nicht vorstellen können, wie es ist, ewig zu leben«, meinte Rhiannon leise. »Wenn Vater

uns eine Geschichte aus der Vergangenheit erzählt, so ist das immer noch greifbar. Aber was bedeutet die Ewigkeit?»

»Ich glaube, es ist ziemlich müßig, jetzt noch *darüber* nachzudenken«, antwortete Dafydd sarkastisch. »Aber ich gebe dir recht, Schwester: Ich kann mir das eine wie das andere nicht vorstellen, und ich weigere mich, dieses Urteil anzuerkennen. Ich werde ab sofort nur für den Augenblick leben, und alles andere mag mich nicht kümmern. Es ist sowieso nicht zu ändern, oder?»

Niemand sagte etwas, und er drehte sich schmolend zum Brunnen und tauchte die Hand ins Wasser.

»Was passiert, wenn wir vergehen?«, fragte Pirx vorlaut.

»Hört auf damit!« Rhiannon hob die Hände. »Dafydd hat recht. Ich will nicht den Rest meines Lebens, was immer das bedeuten mag, in Angst verbringen. Wir wissen es, wenn es so weit ist. Alles andere ist sinnlos.«

»Hab ich doch gesagt«, murrte der Prinz.

Er sah auf, als eine Dienerin zu ihnen kam: eine kleine, dünne Elfe mit kurzen, wirren braunen Haaren. Sie trug ein Kleid, das viel zu groß war, und bewegte sich linkisch. In ihrer rechten Hand hielt sie einen Staubwedel.

»Euer Vater wünscht Euch zu sehen, Königliche Hoheiten«, meldete sie. Sie sah den Grogoch und Pirx an. »Euch zwei ebenfalls.« Ihrer geringschätzigen Miene war anzusehen, dass sie sich fragte, warum die beiden Wichte ausgerechnet zum Herrscher gerufen wurden. Die beiden genossen keinen besonderen Status in der Hierarchie des Baumschlusses.

»Danke, Nuala«, sagte Rhiannon freundlich. »Wir kommen sofort.«

Die Elfe verbeugte sich und verschwand. Der Grogoch wunderte sich, dass Fanmór ausgerechnet eine für den Haushalt zuständige Dienerin als Botin ge-

schickt hatte. Gerade der Herrscher hielt sich sonst immer streng ans Protokoll, Disziplin ging ihm über alles. Andernfalls, das betonte er immer, gäbe es keine Ordnung und ein riesiges Reich wie Earrach könne ohne eine solche Ordnung nicht regiert werden.

Aber in diesen Tagen verändert sich wohl alles, dachte er und dachte voller Grauen an die Zukunft.

Pirx sprang auf und schüttelte stolz die Stacheln. »Er will mich sehen!«, piepste er aufgeregt. »Habt ihr das gehört? *Mich!*«

»Ich glaube, du hast ihn beeindruckt«, vermutete der Grogoch mit gutmütiger Miene.

Mit stolzgeschwellter Brust hüpfte der kleine Pixie vor den Zwillingen her. Den Anlass für diese unerwartete Aufmerksamkeit hatte er wohl vergessen.

Der Riese empfing sie in einem kleinen Audienzraum, wo er, die Arme auf dem Rücken verschränkt, vor dem großen Fenster stand und sinnend nach draußen blickte.

»Ihr wolltet uns sprechen, Gebieter?«, sagte Rhianon und verbeugte sich.

Fanmór wandte sich ihnen zu. »Ich habe mit euch zu reden.« Er wies auf einen schmalen Tisch. »Setzt euch!«, befahl er ohne weitere Förmlichkeit.

Verdutzt ließen sich alle vier an dem Tisch nieder. Heinzelmännchen, die kleiner waren als Pirx, erschienen. Die Wesen mit ihren langen, nach oben gerichteten Nasen, den spitzen Ohren und den braunen, runzligen Gesichtern trugen bunte Mützen, weite Hemden und Latzhosen mit vielen Taschen. Pirx schaute einen von ihnen böse an, weil er eine rote Mütze trug, sagte aber keinen Ton. Die kleinen Wesen sausten einmal um den Tisch, dann waren Früchte, Blüten und Nektarsaft aufgetragen. Die Heinzelmännchen lösten sich daraufhin scheinbar in Luft auf.

Pirx griff herzhaft zu, den anderen war nicht danach. Stumm warteten sie darauf, dass der Herrscher den Grund ihrer Anwesenheit nennen würde.

»Der Hofstaat befindet sich halbwegs in Auflösung«, begann Fanmór. Er lehnte sich an den Stamm neben dem Fenster. »Alle sind gleichermaßen außer sich und wälzen Gedanken wie schwere Mühlsteine. Keiner weiß, wie er mit dieser Situation fertig werden soll.«

Er schnippte einen Käfer von der Schulter, der es sich gerade gemütlich machen wollte. Schnarrend taumelte das Tier zu Boden und krabbelte hastig in eine Ritze des Stamms. Eine Schwalbe, die das Beutetier auf der Schulter erspäht hatte und mit geöffnetem Schnabel durchs Fenster hereinflog, um es sich zu schnappen, umkreiste den Riesen einmal und drehte enttäuscht mit einem Pfiff ab.

»Ich habe dafür natürlich Verständnis.« Die Stimme des Riesen klang ruhig, aber man merkte ihr die Spannung an. »Trotzdem kann ich diese Disziplinlosigkeit nicht durchgehen lassen. Jetzt muss mehr denn je aufs Protokoll geachtet werden, sonst zerfällt das Reich Crain in wenigen Tagen. Ich lasse meinen Untertanen daher diesen Tag und die Nacht, um sich zu beruhigen. Morgen werde ich einen Erlass herausgeben.«

»Sicher, sonst würden vielleicht alle fliehen wollen«, sagte Dafydd ein wenig kühl. Der Grogoch merkte, dass es dem Prinzen zu ungemütlich am Tisch wurde. Dafydd schob die Schalen von sich und stand auf.

Der Grogoch gab Pirx ein Zeichen und erhob sich ebenfalls; sie durften nicht sitzen bleiben, auch wenn noch jemand von der königlichen Familie am Tisch blieb. Glücklicherweise war Pirx folgsam, ohne zu zögern oder nachzuhaken.

Rhiannon verharrte unschlüssig, dann gesellte sie sich zu ihrem Bruder. »Vielen Dank für diese höfliche Einladung, Vater, aber wir sollten zum Punkt kommen. Wollt Ihr diesen Erlass mit uns absprechen, oder weshalb sind wir hier?«

»Unter anderem. Ich wollte auch, dass ihr etwas zu euch nehmt, denn ihr braucht eure Kräfte.«

»Danke für Eure Besorgnis, aber im Augenblick ... ist uns wirklich nicht danach.«

»Gut. Kommen wir zu einer wichtigen Sache.« Fanmórs tief liegende dunkle Augen richteten sich auf den Grogoch und Pirx. »Bist du verantwortlich für diesen vorlauten Pixie?«, fragte er den alten Kobold.

Pirx' aufgeplusterte Stacheln schrumpften ein wenig ein, und er versuchte, sich hinter dem Grogoch zu verstecken. Der Kleine nahm seine rote Mütze ab und knetete sie zwischen den Händen.

»Ja, Gebieter«, antwortete der Grogoch ehrerbietig.

»Was ist deine genaue Aufgabe hier am Hof, Pixie?«, richtete Fanmór seine Aufmerksamkeit auf Pirx.

»Oh, ich, äh, ich ...« Der kleine Igel wand sich, und man sah ihm an, dass er fieberhaft überlegte. Der Grogoch wollte bereits helfend einspringen, als er herausplatzte: »Ich assistiere Grog, Gebieter!« Seine Mundwinkel gingen in die Höhe. »Er ist ja schon ein etwas älterer Herr und nicht mehr ganz so schnell wie früher, und da erledige ich Botengänge und Hausarbeiten und alles, was er mir aufträgt!«

Der Grogoch seufzte in Gedanken, musste aber anerkennen, dass Pirx das Beste gemacht hatte.

»Ich muss wegen der offiziellen Beschwerden ein Urteil fällen«, sagte Fanmór. »Es ist eine ernste Sache, weil der Pixie keinen Rang hat.«

»Aber Ihr habt mich doch ... hmpf ...«, begann Pirx protestierend.

Der Grogoch hielt ihm schnell die große haarige Hand vor die Schnauze. »Selbstverständlich, Herr. Er hat ungefragt gesprochen, das kann man nicht einfach auf sich beruhen lassen.«

»Und der Wie...«, setzte Pirx erneut mit dumpfem Klang an, doch diesmal machte der Grogoch Ernst, entriß ihm die Mütze und stopfte ihm das Maul damit.

»Nun, sein Rang war bisher eben nicht genau verzeichnet, das ist eine verzeihliche Nachlässigkeit«,

bemerkte Rhiannon. »Pirx ist zudem unser Spielgefährte gewesen, als wir noch klein waren. Er war damals ebenfalls noch fast ein Kind, aber bereits am Hof. Er ist nur nicht im Baumschloss geboren.«

Der Herrscher schien sich damit für den Augenblick zufriedenzugeben, aber Pirx war aus seinem Blick noch lange nicht entlassen. »Woher weißt du solche Dinge, etwa über die Zeit?«

Darauf wusste Pirx diesmal keine Antwort. Er zog die zerknitterte Mütze aus dem Mund. Mit großen Knopfaugen und offenem Mäulchen, aus dem die spitzen kleinen Zähne ragten, starrte er zu dem Riesen auf.

»Ich warte«, sagte Fanmór streng.

»Ich ... ich ... Es erschien mir einleuchtend ...«, stotterte Pirx. »Es fiel mir einfach so ein ...«

»Ein Pixie deines Alters kann solche Dinge nicht wissen«, widersprach der Riese. »Schon gar nicht *einfach so*. Ich nehme daher an, dass du dich unerlaubt vom Hof entfernt hast. Du warst in der Menschenwelt!« Die letzten Worte donnerte er geradezu, und Pirx rollte sich augenblicklich zu einer Kugel zusammen.

Dafydd starrte den stacheligen Ball an. »Der darf in die Menschenwelt und ich nicht?«, beschwerte er sich.

Auch Rhiannon öffnete empört den Mund. Eine Handbewegung ihres Vaters reichte, um die Lippen augenblicklich wieder zu schließen.

»Seid froh, dass ihr nicht derart ungehorsam gewesen seid!« Fanmór wandte sich an den Grogoch.

Dieser wünschte sich, er könnte sich unsichtbar machen. Ihm fiel ein, dass er das eigentlich sogar konnte, wie die meisten Elfen. Aber in der Gegenwart des Riesen verblasste jeder Elfenzauber. Und selbst wenn es möglich gewesen wäre ... diese kohleglühenden Augen konnten alles durchdringen. Es gab in ganz Earrach keinen Mächtigeren als Fanmór. Vielleicht sogar in der ganzen Elfenwelt.

»Wie konntest du das zulassen?«, fragte Fanmór.

»Ich wusste es nicht, Gebieter«, gestand der Grogoch. »Pirx ist nicht ständig bei mir. Gewiss, er ist verspielt und lebhaft, aber ich hätte nie angenommen, dass er es wagen würde ...«

Selbstverständlich hatte der Grogoch dem kleinen Pixie von der Menschenwelt erzählt, in der er sich zu früheren Zeiten öfter aufgehalten hatte. Der alte Kobold brauchte aufgrund seines Alters und seiner Stellung bei Hofe keine Reisegenehmigung, aber er hatte Pirx eingeschärft, keine Dummheiten zu machen. Ein junger Pixie ohne Status durfte nicht in die Menschenwelt und dort Streiche spielen; Fanmór achtete streng darauf.

Für ganz Earrach galt seit dem letzten Krieg das strikte Gebot, dass die beiden Welten voneinander getrennt bleiben mussten. Die Menschen durften von den Elfen nicht belästigt werden und noch weniger durch sie zu Schaden kommen.

Zu Zeiten von Königin Gwynbaen waren diese Regelungen im Reich der Crain nicht so streng gewesen. Das hatte sich geändert, seit aus der Weißen Frau die dunkle Königin Bandorchu geworden war, seit diese einen Eroberungskrieg gegen ganz Earrach geführt und verloren hatte.

Fanmór hatte sie verurteilt und ins Schattenland verbannt, dann hatte er den Thron der Sidhe Crain an sich genommen. Seitdem hatte sich viel gewandelt. Manch einer hoffte daher darauf, dass Dafydd oder Rhiannon eines Tages den Thron der Crain übernehmen durften. Wobei ... diese Hoffnung inzwischen wie alles andere vermutlich hinfällig war.

Fanmór packte die stachlige Kugel, und gegen seinen Willen musste Pirx sich öffnen. Eingeschüchtert hockte er auf der großen Hand. »Ich hab' gar nichts angestellt«, piepste er. »Ich wollte es nur mal sehen ... und ich war immer unsichtbar und hab keine Spuren hinterlassen ...«

»Ich dulde keinen Ungehorsam«, sagte Fanmór. »Das gilt auch für dich, Kobold. Ich bin sehr enttäuscht von dir. Mit solchen Dingen sollte ich gar nicht erst behelligt werden. Ich habe anderes zu tun, als mich um unartige Kinder zu kümmern.«

»Ja, das wissen wir nur zu gut«, zischelte Dafydd leise, und Rhiannon stieß ihn in die Seite.

»Ich kann über das unerlaubte Sprechen hinwegsehen, nicht aber über diesen Regelbruch.«

»Wir erwarten demütig Eure Strafe, Gebieter«, sagte der Grogoch und warf sich zu Boden.

Rhiannon stellte sich aufrecht neben ihn. »Ich möchte gern für sie einstehen«, sagte sie mutig. »Die beiden sind unsere Freunde. Die einzigen, denen wir vertrauen können, offen gestanden, denn die meisten Hofschranzen sind nur deshalb freundlich zu uns, weil Ihr unser Vater seid.«

»Was soll das heißen?«, fragte Fanmór langsam.

»Das soll heißen, sie halten uns nicht für Crain«, antwortete die Prinzessin und erhielt diesmal einen warnenden Knuff von ihrem Bruder.

»Warum willst du deine Schwester zum Schweigen bringen?«, wandte Fanmór sich an ihn.

»Weil Ihr das nicht hören wollt, Vater. Ihr habt es nie hören wollen.« Dafydds Stimme klang trotzig.

»Dann erklärt es mir jetzt, und ich werde zuhören.«

Die Zwillinge sahen sich an. Dann fuhr Rhiannon fort: »Es gibt Stimmen, die uns auf dem Thron der Sidhe Crain sehen wollen. Aber es gibt Gegenstimmen, die weder Euch noch uns anerkennen wollen, weil wir keine geborenen Crain sind. Es gibt reine Blutlinien von Crain, die ein größeres Anrecht darauf haben. Weil aber alle gleichermaßen freundlich zu uns sind, wissen wir nie, wer es aufrichtig meint und wer nur auf eine Gelegenheit wartet, uns das Messer in den Rücken zu stoßen. Grog und Pírx würden das nie tun, sie sind ganz anders. Wir kennen sie von Anfang an, und sie sind unsere besten Freunde.«

»Gesinde ...«, stieß Fanmór voller Verachtung hervor.

»Ihr habt es bisher nie bemerkt«, sagte Dafydd leise und bitter. »Doch jetzt sind wir alt genug, uns Freunde aussuchen zu dürfen, ohne dass man sie uns verbieten kann. Also können wir auch zu ihnen stehen. Wenn Ihr die beiden bestrafen wollt, dann auch uns, denn wir haben ebenso wenig wie Grog auf Pirx aufgepasst.«

»Dabei bin ich älter als sie«, piepste Pirx plötzlich dazwischen. »Ich meine, gewiss, nicht viel, aber ... also, wenschon, dann müsste ich auf sie aufpassen, und deswegen ...«

Fanmór wirkte tatsächlich verwirrt. Augenscheinlich konnte er nicht verstehen, wieso einer für den anderen einstand. Er setzte Pirx ab. »Dafür haben wir jetzt keine Zeit«, brummte er. »Ich werde später darüber nachdenken. Sprechen wir zunächst über das, was uns Sorgen bereiten muss.«

Der Grogoch entspannte sich und stand auf; er sah die Erleichterung auf den Gesichtern der anderen. Obwohl die Strafe nur aufgeschoben war, keineswegs aufgehoben. Es gab wahrhaftig ein sehr viel größeres Problem.

Was würde der Herrscher ihnen eröffnen, das selbst ihm Sorgen bereitete?

Fanmór musste nicht viel sagen. »Wir sind isoliert«, erklärte der Herrscher ohne Umschweife. Er berichtete von den Boten, die er an alle Grenzen geschickt hatte. Einige waren schnelle Läufer, andere hatten geflügelte Reittiere genommen. Die meisten von ihnen waren inzwischen wieder zurück. »Es ist zu befürchten, dass auch diejenigen, die bald eintreffen sollten, keine besseren Nachrichten bringen würden«, sagte er mit seiner weithin hallenden Stimme.

Gespannt blickten ihn die Anwesenden an. Was bedeutete dies alles?

»Es ist uns nicht mehr möglich, die Grenzen in die anderen königlichen Hoheitsgebiete Earrachs zu überschreiten«, sagte der Riese. »Das ist noch nicht alles: Ich habe versucht, über die Portale Kontakt nach Zy-ma aufzunehmen, dem Kalten Reich, und nach Ascharq, dem Morgenreich. Vergeblich. Natürlich habe ich daraufhin alle weiteren Portale versucht zu öffnen. Das Ergebnis könnt ihr nun sicher erraten.«

Rhiannon hob die Hand an den Mund. »Wenn Ihr das nicht vermögt ... Dann sind wir auf uns allein gestellt?«, flüsterte sie.

Ihr Vater nickte. »Das kann möglicherweise bedeuten, dass nur wir von der Katastrophe betroffen sind. Das aber macht es nicht leichter. Und es kann mir nicht gefallen, dass ich keinen Zugang zum Rest meines Herrschaftsbereiches habe. Aber wenn meine Vermutung zutrifft, wäre es wenigstens nicht das Ende für unser ganzes Volk. Sofern dies ein Trost sein kann.«

»Schöner Trost«, warf Dafydd sarkastisch ein. »Ich wäre jederzeit bereit, ein Opfer zu bringen, um unser Volk zu retten. Aber so werden wir einfach nur sterben und vergehen, und die anderen werden es niemals erfahren, weil, um es bildlich auszudrücken, unser Baum von einer unüberwindlichen Mauer umgeben ist, die keine Tür hat, geschweige denn einen Riegel, den man sprengen kann.«

Der Prinz neigte achtungsvoll den Kopf, bevor er weitersprach. »Für Euch mag die zarte Hoffnung, dass die anderen Reiche nicht betroffen sind, viel bedeuten, Vater, solange Ihr schon lebt. Für Euch hat ohnehin nur das Elfenvolk in seiner Gesamtheit Bedeutung. Darum sorgt Ihr Euch, und dafür würdet Ihr alles tun. Einzelschicksale kümmern Euch wenig. Ich aber sehe meine Freunde, meine Schwester, ja vielleicht auch Euch vergehen, vor meinen Augen, ohne dass ich etwas tun kann. Und ich werde sinnlos sterben. Das bedeutet mir mehr als das Schicksal des ganzen Volkes.«

»Wenn die anderen Länder ebenfalls betroffen wären, könnte man vielleicht gemeinsam nach einer Lösung suchen, anstatt ausschließlich auf uns gestellt zu sein«, meinte Rhiannon. »Und wenn sie glücklicher dran sind als wir ... Dann hätten wir vielleicht Freunde in der Not. Doch so sind wir Käfigvögel, und es ist niemand mehr da, der uns füttern wird.«

Fanmórs schwarze Brauen zogen sich zusammen. »Ihr sprecht von Dingen, von denen ihr keine Ahnung haben könnt, Kinder. Auch diese Bitterkeit ziemt sich nicht. Wie dem auch sei: Unser Käfig, wie du sagst, Rhiannon, ist nicht rundum verschlossen. Es gibt noch einen einzigen offenen Durchgang: in die Menschenwelt ...«